



Berlin, den 30. Juli 1904.

## Perim-Königsberg.

Vor dreiundsechzig Jahren wurde in Petersburg der Meerengenvertrag als ein Meisterwerk russischer Staatskunst bestaunt. Hochsommer 1841. Der Zar hieß Nikolaus, war aber ein Mann ohne Nerven, ein harter Wille und ein Komödiantengenie. Preußens Interesse vertrat auch damals ein Bülow, Heinrich, Humboldts Schwiegersohn, der von London aus unermülich zwischen den Großmächten zu vermitteln suchte und, unter Palmerstons Einfluß, seinen irrlichtelirenden König tiefer, als die Nothwendigkeit der Stunde forderte, in die Orienthandel hineingerissen hatte. Zur Theilung der Türkei wars nicht gekommen; solche Theilung, schrieb Moltke, sei eben so schwierig wie die eines Diamantringes: Alles hänge ja davon ab, wer Stambul, den Diamanten, erhalten werde. Aber der Sultan, den die beiden deutschen Mächte mit der Entziehung ihres Beistandes bedroht hatten und dem weder Russen noch Franzosen seinen Territorialbesitz verbürgen wollten, war mürrisch geworden und bereit, Mehemed Ali Pascha, den Rebellen, als Herrn Egyptens anzuerkennen. Fast, schrieb Palmerston an Bülow, ist unser großes Geschäft nun zu gutem Ende geführt; nur der Krieg gegen den bewaffneten Frieden bleibt uns noch. Sechs Monate später glaubte er sich auch von dieser Sorge befreit. Der Meerengenvertrag sperrte den Kriegsschiffen aller Nationen für Friedenszeiten den Bosporus und die Dardanellen. Das hielten alle Unterzeichner für einen Erfolg ihrer Klugheit. Lord Palmerston jubelte, Englands Herrschaft im Mittelmeer sei gesichert; und vergaß, wie gefährlich der auf Frankreich geübte Druck dem Bunde der Westmächte geworden war, wie verhaßt er selbst, der

stolze Lord Feuerbrand, sich bei Louis Philippe und Guizot gemacht hatte. Noch lauter jubelte Graf Nesselrode, der damals schon ein Vierteljahrhundert lang Rußlands auswärtige Politik leitete (und sie noch fünfzehn weitere Jahre leiten sollte). Wie einst den Osmanen, hieß es, gehört uns jetzt das Schwarze Meer, der Westbund ist gelockert und die Welt hat bewundernd wieder gesehen, welcher versöhnlichen Großmuth unser erhabener Herr fähig ist. Im November 1850 noch, in der Denkschrift, die er dem heiter auf fünfundzwanzig Regentenjahre zurückblickenden Zaren vorlegte, sagte Nesselrode: *En interdisant l'entrée des Dardanelles aux vaisseaux de guerre étrangers, le nouvel acte, reconnu par toutes les Puissances, nous assure dorénavant contre toute attaque maritime. Enfin, un résultat des plus importants pour nous à cette époque est sorti de cette complication d'Orient. C'est la dissolution de cette alliance anglo-française, si hostile à nos intérêts politiques, si fatale pour la situation des gouvernements conservateurs.* Nach dem Krimkrieg wurde, im Pariser Frieden, der drei Lusten vorher geschaffene Zustand im Wesentlichen bestätigt, doch dem Sultan gestattet, leichten, den Gesandtschaften fremder Mächte zur Verfügung gestellten Schiffen durch besonderen Ferman die Dardanellen zu öffnen. Im März 1871 wurde wieder die völlige Sperrung der Meerenge vereinbart. Im Februar 1878 lief, trotz dieser Bestimmung des Londoner Protokolls, eine englische Flotte, um Konstantinopel gegen die Russen zu schützen, ins Marmarameer ein. Am dreizehnten Juli 1878 verpflichtete sich der Sultan abermals, kein fremdes Kriegsschiff durch die Dardanellen zu lassen. *Въспомогательная эскадра въ Константинополе въ случаѣ войны съ Англіей.* Die russische Flotte das wichtige Recht, nach vorausgegangener Anzeige mit Sträflingen und Soldaten die Meerenge passieren zu dürfen. Auch das still erweiterte Recht, die Schiffe dieser aus privaten Geldsammlungen entstandenen Flotte, trotzdem sie immer stärker armirt wurden, durch die Dardanellen zu schicken, ist seitdem nur verweigert worden, wenn der Großherr Lust hatte und sich tanti fühlte, Rußland zu ärgern. Und jetzt? Wenn Karl Robert Nesselrode noch lebte, könnte er manchen Fluch hören. Das franko-britische Bündniß, das ihm so schädlich schien, ist heute kein papierner Diplomatenvertrag mehr, sondern die Erfüllung der vom Bedürfniß bedingten Wünsche zweier großen Völker. Und die Minister Lambsdorff und Abellan wären froh, wenn der oft allzu schlaue, mit Eitelkeit belastete Kanzler des ersten Nikolaus niemals einen Meerengenvertrag unterzeichnet hätte.

Der — von den Briten natürlich nicht eingestandene — Hauptzweck

dieses Vertrages war, Rußland ins Schwarze Meer wie in einen Käfig zu sperren. Wer sich noch nicht abgewöhnt hat, in politischen Dingen von Recht und Moral zu reden, muß sagen, daß dieser Versuch, das Zarenreich in Südeuropa vom offenen Meer abzuschließen, eine schmachvolle Ungerechtigkeit war. Aber er ist britischer Kunst gelungen. Zwar ist das Schwarze Meer längst ein russischer See geworden; doch die Dardanellen und der Bosphorus sind den Kriegsschiffen des Zaren noch immer gesperrt, die Ausfahrt ins Mittelmeer ist seiner Flotte verboten. Kein Reich von der Größe und Kraft Rußlands könnte diesen Zustand auf die Dauer ruhig hinnehmen; und — nebenbei bemerkt — kein deutsches Interesse würde uns hindern, einen von Petersburg aus gestellten Antrag auf Aenderung dieses Zustandes zu unterstützen. Noch aber besteht er; und wer ihn beseitigen will, muß Klugheit der Stärke gesellen. Das hat die Abenteuererkamarilla vergessen, die den armen Nikolai Alexandrowitsch schmeicheln beherrscht. In dem begreiflichen Aerger darüber, daß den Japanern von fremden Schiffen Munition, vielleicht noch manches Andere geliefert wird, hat sie nach Mitteln umhergespäht, die solche Lieferung hemmen könnten. Ganz einfach, dachten die dummen Schlaufköpfe: wir schicken die Fahrzeuge der Freiwilligen Flotte als friedliche Handelsschiffe durch die Dardanellen, lassen sie dann ihre Geschütze demaskiren und geben ihnen den Auftrag, am Suezkanal und im Rothen Meer jedes verdächtige Schiff anzuhalten, zu untersuchen und, wenn Kriegscontrebände gefunden wird, mit russischer Besatzung in einen neutralen Hafen zu schleppen, wo das Weitere dann verfügt werden wird. Ein Kindereinfall, gegen den man nicht in heißem Zorn wettern, den man lieber mitleidig belächeln soll. Daß die petersburger Herren sich von sittlichen Skrupeln nicht lange aufhalten ließen, bedarf keiner Rechtfertigung. Daß sie aber an die Durchführbarkeit ihres Planes glaubten, stellt ihrer Fähigkeit, politische Möglichkeiten zu erkennen, das schlechteste Zeugniß aus. Im Rothen Meer, schon hinter Port Said ist in diesem Sommer sicher sehr heiß und die für nicht im Orient gebräute Hirne kaum erträgliche Temperatur mag die russischen Kreuzerkapitäne noch zu Privatdummheiten verleitet haben. Der Auftrag bliebe dennoch thöricht genug. Jetzt, während eines Krieges, der jede russische Aktion in Europa unmöglich macht, sollten die Briten sich gefallen lassen, was sie kaum in ruhigen Tagen geduldet hätten? Sie sollten geduldig zusehen, wie der Meerengenvertrag frech gebrochen, ihrer Flagge die Reverenz versagt, ihre Schifffahrt wider alle Säkung geschädigt wird? Auch deutsche Schiffe sind belästigt und aus ihrem Kurs geschleppt worden. Darüber wäre man mit ein paar höflichen Phrasen bequem hinweggekommen. Die

russische Regierung hat sich die Gewißheit verschafft, daß sie während des Krieges von Deutschland und Oesterreich keine unfreundliche Handlung zu fürchten hat. Die große, die beinahe einzige Gefahr droht ihr von England: und in dieser Lage mußte sie die den Japanern — freilich nur recht lose — verbündeten Briten ärgern, bis aufs Blut reizen. Die Regierung? Ja, wer regirt denn jetzt in Rußland? Nur Figuranten sind sichtbar; die Regisseure bleiben im Dunkel. Graf Lamsdorff, der kein Genie und kein Mann von zäher Willenskraft ist, doch ein klarer, besonnener, in moderner Schule gebildeter Kopf, ist an dem Thorenstreich sicher unschuldig, hat sicher nicht einen Augenblick an die Wirksamkeit eines albernen Schwindelmandvers geglaubt und wurde wahrscheinlich erst um Rath gefragt, als das Britengeschrei die regirende Clique schreckte. Da wurde den Kreuzern der Freiwilligen Flotte dann schnell das Durchsuchungsrecht entzogen. Vielleicht nicht formell noch generell; jedenfalls aber ist dem Uebereifer abgewinkt, den erhitzen Heldenspielern vorsichtigste Zurückhaltung empfohlen werden. Und darum Räuber und Mörder? Darum den alten Ruf russischer Diplomatie, nichts Unkluges, nichts unklug zu thun, auf ein Spiel gesetzt, das nie Etwas einbringen konnte? Als die ersten Kapergerüchte kamen, durfte man glauben, es handle sich um den Versuch einer Einschüchterung. Die Russen, dachte man, wissen natürlich selbst, daß sie ihre Forderung nicht durchsetzen können, wollen aber zeigen, daß sie auf dem Posten sind, und die Contrebandelieferanten zur Vorsicht mahnen. Nun aber, nach dem kaum nothdürftig gedeckten Rückzug, ist die Lage für Rußland schlimmer als vor dem Hundstagerwerk. England kann dem Baltischen Geschwader, das endlich ja einmal seklar werden muß, mancherlei Schwierigkeiten schaffen und, mit Amerikas Beihilfe, den Sultan zur völligen Sperrung der Dardanellen drängen; und die Preisengefahr hat ihre letzten Schrecken verloren. Denn nach der üblen Erfahrung im Fall Malakka werden die Russen sich ängstlich vor neuer Belästigung fremder Fahrzeuge hüten, solcher sogar, die dringend verdächtig sind, Kriegscontrebande zu führen. Und Japan wird, wenn Stryblows festes Geschwader ihm nicht bei Yokohama und Tokio die Zufuhr abschneidet, aus Europa und Amerika erhalten, was es irgend begehrt.

\*

Wenn die Thatfache, daß andere Leute auch Dummheiten machen, Trost zu spenden vermag, dann haben die Russen die böse Woche vor den Sextilkalenden nicht ungetröstet verlebt. Dicht an ihrer Westgrenze bot sich ein Schauspiel, das bewies, quantilla prudentia auch in Europa noch heute der Erdkreis regirt wird. Nur ward keinem Jrdischen des Lebens ungemischte



Sache glauben. Die Ministerialinstanz hatte sich juristisch, das Auswärtige Amt politisch damit beschäftigt: also mußte Alles in bester Ordnung, der strafbare Thatbestand festgestellt, das rechtliche Fundament des Verfahrens gesichert sein. Wenn zwei Excellenzen sich persönlich bemühen, wenn drei Vierteljahre lang untersucht wird und die Anklageschrift dreihundert Folioseiten füllt, ist gewiß eine verblüffende Enthüllung zu erwarten. Geheime Verbindung, Hochverrath, gräßliche Beleidigung des Zaren, von London, Zürich, Genf aus organisirter Schriften schmuggel: sicher ist's eine Lebensgefahr, aus der das Deutsche Reich die Neußenregierung reißt. Offenbar haben unsere Staatsmänner die Schleichwege einer internationalen Verschwörung entdeckt und die Häupter heimlich so fest gepackt, daß sie dem Rächerarm nicht mehr entrinnen können. Rußland wird sich, als die zunächst theilhaftige Macht, dankbar erweisen; und hat sich das alte Schlagwort von der „Solidarität der konservativen Interessen“ erst wieder eingebürgert, dann lebt vielleicht auch die Heilige Alliance noch einmal auf. Ein holder Traum, jauchzte der Eine; ein quälender Albdruck, ächzte der Andere. Die guten Seelen, die immer, trotz aller Erfahrung, noch wähnen, im neuesten Deutschland müsse, weil Rednerlärm gemacht wird, Großes geschehen! In der gemeinen Wirklichkeit sah die Staatsaktion ganz anders aus. Nichts als der übliche Schriften schmuggel, an den die petersburger Bureaucratie längst gewöhnt ist und über den sie sich kaum noch aufregt. In Rußland hat beinahe Jeder einen Freund, der ihm verbotene Bücher und Brochuren verschafft, und hundert Plehwas könnten nicht hindern, daß die Schriften Marxens, Bakunins und der späteren Nihilisten aus einem Studentennest ins andere geschleppt werden. Ist auch kein Unglück. Vor einer politischen Revolution nach pariser Muster zittern weder die Romanows noch die Tschinowniks. Die selben Menschen, die gestern für Tolstois Eßsäerevangelium schwärmten und das Bild der Vera Sassulitsch wie ein Kultgeräth ehrten, ziehen morgen in patriotischem Hochgefühl gegen Japan ins Feld. Auf der Eisenbahn fluchen sie leise wohl noch der Regierung; auf dem Schlachtfeld preisen sie das Loos, fürs Heilige Rußland fechten und fallen zu dürfen. So wars seit der Dekabristenzeit und so wird's noch eine Weile bleiben. Wäre das Zarenreich durch revolutionäre Literatur in die Luft zu sprengen, dann hätte es schon die Tage Turgenjews nicht überlebt. Den Strafantrag, den die deutschen Behörden wünschen, sollen sie haben, aber wir regen uns wegen solcher alltäglichen Geschichte nicht auf und stürzen uns erst recht nicht in Arbeitskosten. Sehr nett, daß sich die Leute bemühen; doch die bösen Pamphlete hält dem Riesenleib unseres Reichs, es auf die Dauer

kein Eifer fern . . . Der Herr von Nichthofen vorgesehete Citir-künstler sollte den Staatssekretär an das weise Wort erinnern, das uns warnt, Wohlthaten aufzudrängen. Deutsche Mandarinnen haben nicht die Aufgabe, Rußland zu retten; dürften, ohne der Pflicht zu fehlen, wenigstens warten, bis solche Rettung erbeten wird. Das thaten sie nicht. Wollten diligentiam prästiren und vergaßen, die Eilsahrt gegen Entgleisung zu sichern. Die Russen blieben kühl, antworteten auf die Fragen unserer Behörden gar nicht oder mit unhöflicher Verspätung, zeigten kein irgendwie sichtbares Interesse an der Sache, — und wünschen im innersten Herzenskämmerlein jetzt wahrscheinlich, der Himmel möge alle Rechtgläubigen fortan vor so gefährlicher Freundschaft schützen.

Die Hauptverhandlung ließ wieder erkennen, wie weit das Elend deutscher Strafrechtspflege gediehen ist. Wann endlich kommt ein Prozeß, dem der Aufrichtige nicht arge Glossen nachsenden muß? Daß in Königsberg Kant falsch citirt, Spinoza mit Hegel verwechselt wurde, mag hingehen; auf das Postulat allgemeiner Bildung hat die Wesensart viel höherer Beamten uns längst verzichten gelehrt. Auffallender war schon, daß die hart bedrängten Vertreter der Anklage sich zu der Behauptung verstiegen, ein Oberstaatsanwalt könne in amtlicher Funktion eben so leicht irren wie jeder andere Mensch und die Reichsgerichtsräthe seien „auch nur Juristen wie wir“. Viel Selbstgefühl und kühner Muth. Leider gab die sichtbare Leistung den Procuratoren kein Recht zu solchem Stolz. Der Prozeßstoff war so mangelhaft vorbereitet, daß, zum Beispiel, erst nach langer Wirrung halbwegs festgestellt werden konnte, welche Schriften bei den einzelnen Angeeschuldigten gefunden worden seien. Nach neunmonatiger Untersuchung. Man denke sich einen Bandendiebstahl, in dessen Hauptverhandlung der Gerichtshof durch umständliche Verhöre ermitteln muß, ob die Seidenwaare bei Franz Müller, der Feinwandballen bei Kron Kanalgeruch gefunden wurde; Niemand könnte dem Vorsitzenden verübeln, wenn er dem Staatsanwalt seine Meinung über solche Prozedur ungemein deutlich sagte. Der königsberger Präsident war manchmal zu heftig und ließ sich manchmal wieder die Leitung entwinden. „Daß die Reporter falsch berichten, sehen wir hier jeden Tag.“ „Die Sozialdemokraten haben den Grundsatz, vor Gericht die Unwahrheit zu sagen.“ Diese Aeußerungen zeigten nicht die edle Ruhe, die von einem Richter zu fordern ist, und riefen lauten Widerspruch hervor, der für eine Weile dann die Thatkraft des Vorsitzenden zu lähmen schien. Nach solchen Zusammenstößen beherrschten die sozialdemokratischen Vertheidiger das Forum. Sie waren gewaffnet und hatten die Arbeit gethan, die der Staatsanwaltschaft und der das Verfahren eröffnenden

Kammer unnöthig erschienen war. Kaum glaublich klingt's und ist dennoch erwiesen: in einem Prozeß, der mit Wissen und Willen der höchsten Instanzen eingeleitet worden war und für dessen Berechtigung und drängende Nothwendigkeit sich die Herren Schönstedt und Richthofen im Parlament verbürgt hatten, wurde in der allerletzten Stunde festgestellt, daß eine Verurtheilung wegen Hochverrathes und Majestätbeleidigung gar nicht erfolgen könne, weil kein russisches Gesetz die in den Paragraphen 102 und 103 StGB verlangte Gegenseitigkeit zusichere. Mit dieser Frage stand und fiel das Verfahren; sie mußte unzweideutig beantwortet sein, ehe der Eröffnungsbefluß gefaßt wurde. Niemand hatte daran gedacht. Wird sich später finden. Einstweilen sind die Leute „hinreichend verdächtig“ und sitzen im Loch. Die dicke Anklageschrift schrumpfte zu einem Papierhäuflein. Die Beschuldigung, die Angeklagten hätten durch die Verbreitung der Pamphlete den Zaren beleidigt, ließ der Staatsanwalt selbst fallen; von der Anklage, Hochverrath geübt und gegen einen befreundeten Staat feindliche Handlungen unternommen zu haben, sprach der Gerichtshof alle Beschuldigten frei. Resultat: Sechs unbeträchtliche Genossen werden auf ein paar Wochen eingesperrt, weil das Kollegium zu der Ueberzeugung gelangt ist, sie seien der „Theilnahme an einer Verbindung“ schuldig, „deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll.“ Die Wirkung dieses nicht unanfechtbaren Urtheils ist leicht vorauszusehen. Da nichts Aergeres zu fürchten ist, wird die Einschmuggelung der Rebellenliteratur künftig in größerem Umfang betrieben und nur jedes Thatbestandsmerkmal des Geheimbundes vermieden werden.

Hat der Prozeß also keine Ueberraschung gebracht? Doch: eine; eine geradezu verblüffende sogar, die eine neue Aera der Rechtspflege eröffnen kann. Die innere und äußere Politik des Zarenreiches ist zum Gegenstande der Beweisaufnahme gemacht worden. Im Ernst. Das Gericht hat sich nicht damit begnügt, Tage lang alle von den Brandrothen gegen Nikolai Alexandrowitsch und dessen Rätthe geschleuderten Flüche verlesen zu lassen: es hat auch über die russischen Zustände „Beweis erhoben.“ Zu welchem Zweck? Non liquet. Wenn der Zar ein ernerisches Scheusal, Rußland ein von Gräuelsaat bis an die äußerste Grenze bedecktes, ein himmelan stinkendes Khanat wäre, müßten Deutsche, die gegen dieses uns im Sinn des Völkerrechtes befreundete Land eine feindliche Handlung begangen hätten, nach der Norm des Gesetzes bestraft werden. Für die Frage nach der Schuld oder Unschuld der Angeklagten war diese langwierige Beweisaufnahme also unerheblich. Und für das Strafmaß? Soll künftig etwa vor Landgerichten „thatächlich festgestellt“ werden, wann in einem

fremden Staat ein Zustand eintritt, der feindliche Handlungen rechtfertigt oder die Schuld mindestens mildert, wann ein fremder Monarch sich so beträgt, daß er Schmähung verdient? Dann können wir hübsche Dinge erleben. Wenn Herr von Koscielski vor dem Seinetribunal über die preussische Polenpolitik, Herr Bebel in Zürich über Zucht und Sitte im deutschen Heer vernommen würde, bekäme die Welt vielleicht ähnliche Urtheile zu hören, wieder dem russischen Dienst entlaufene Professor von Reusner sie in Königsberg über sein Vaterland fällte. Ich weiß nicht, ob der Herr Zeuge oder Sachverständiger war; jedenfalls schilderte er Rußland als eine Hölle, in deren Kothgestank selbst Satans Großmutter nicht leben möchte. Das war sein gutes Recht. Aber eine Zeugenaussage? Das beidete Gutachten eines Sachverständigen? Zehntausend gebildete Russen, die nicht zum Tshin gehören, keine Gunst erstreben und das Leid, den furchtbaren Jammer ihres Landes tief empfinden, hätten diesem Professor in leidenschaftlicher Empörung widersprochen. Nein: eine Strafkammer kann nicht über den status eines Reiches urtheilen; nicht einmal über den des eigenen, das sie wenigstens kennt. Wenn die Herren von Manteuffel und Richter, Graf Reventlow und Singer, Sattler und Jazdzewski zur Aussage über Nutzen und Nachtheil der neudeutschen Politik berufen würden, kämen sechs grundverschiedene Auffassungen an den Tag. Soll dann gegen Richter und Genossen das Verfahren wegen Eidesverletzung eingeleitet werden? Die königsberger Methode, die den ältesten Balkanklatjch, *crambe repetita*, wieder auffrischen ließ, wird sich nicht einbürgern. Sie entspricht weder den einfachsten Pflichten internationaler Höflichkeit noch den Erfordernissen ernsthafter Rechtsprechung. Wir würden uns ihre Anwendung auf unsere Verhältnisse hoffentlich selbst von dem mächtigsten Staat nicht gefallen lassen; und sollten sie deshalb auch keinem Anderen zumuthen.

Diesmal paßte sie in das ganze Bild. Den Russen soll ein unerbetener Dienst geleistet werden. So ungefähr wie in der Zeit des Polenaufstandes, wo Bismarck von allen liberalen Männern ein feiger Knutenknecht ohne Nationalgefühl geschimpft wurde. Bernhard, gebt Acht, hat nicht geringeren Muth als Otto; auch er trotzt stolz einer Welt. Bismarck sperrte den Haufen Mazzinis und Mieroslawskis, Bälow den Titanen Mandelstamm und Silberfarb die Grenze und verfolgte Braun, Rowagroky, Ehrenpfort und Genossen bis in die Hallen des Landgerichtes. Durch diese Aktion wurde Manches erreicht. Was sonst kaum anarchistische Winkelblättchen über den Zaren zu veröffentlichen wagen, stand nun in allen bourgeoisen Zeitungen. Die Schriftenschmuggler sind nicht eingeschüchtert, sondern ermuthigt worden.

Und die Beweisaufnahme in puncto russische Zustände hat, so lasen wir, „für den Zarismus ein vernichtendes Ergebniß gehabt.“ Am Frischen Haß der selbe Triumph wie im Rothen Meer. . . Von Neunmalweisen, die, wie Heimdall, der Ase, das Gras wachsen hören, ist in Rußland und Frankreich die Fabel verbreitet worden, Wilhelm der Zweite sei nur nach Kiautschou gegangen, um die Russen in die Falle von Port Arthur zu locken und den Deutschen die unbestrittene Vorherrschaft in Europa zu sichern. Das ist natürlich Unsinn, wird aber geglaubt und ist bis in große pariser Zeitschriften gesichert. Wahrscheinlicher würde immerhin, so thöricht sie wäre, die Behauptung klingen, die deutsche Staatskunst, der man sichtbare Dummheiten draußen noch nicht zutrauen möchte, habe den königsberger Proceß nur begonnen, um unter dem Vorwand eines Freundesdienstes, den die bethörten Russen ihr obendrein gar noch danken müßten, das Zarthum vor Europa gründlich zu kompromittiren.

\*

So boshaft ist unser Reichsplauderer nicht. Er hat Gutes gewollt; doch leider recht Schlimmes geschaffen. Seit Jahren ist im deutschen Land nicht mit solcher Wuth, solchem Haß über den Nachbar im Osten gesprochen worden wie jetzt. Warum? Von den zwischen Perim und Suez begangenen Thorheiten hat die petersburger Regierung schleunig Entschuldigung erbeten; und für die königsberger Komödie ist sie nicht verantwortlich. Haben wir auch nur über die russischen Zustände Neues erfahren? Nicht das Allergeringste. Wie es scheint, leben unter uns aber Leute, die wähnen, jetzt, während des Asiatenkrieges, sei es an der Zeit, über die Moskowiter herzufallen. Mit dem Maul und der Feder, versteht sich; an einen Krieg gegen das Reich der Romanows denken sie nicht, nur: daß man Rußland, da es doch nächstens zusammenbricht, nicht mehr ängstlich zu schonen braucht. Dieser Wahn birgt ernste Gefahr. Rußland wird sehr schlecht regirt; der Klügel, der da mit hundertunddreißig Millionen Menschen schaltet wie mit einer Meute, einer Ragenbrut, bereitet dem kleinen, kränkenden, in den Traum der Gottähnlichkeit gekliffen Autokraten Schwierigkeiten, die sich bald fühlbar rächen werden. Doch das Zarthum, das Bonaparte und Palmerston, den Krimkrieg, Gortschakows Großmannsucht und die erste Raserei des Terrorismus überbauert hat, wird auch den sinnlosen, ziellosen Feldzug gegen Japan überleben. Wenn drei Armeecorps nicht ausreichen, wird es fünf, sechs nach Ostasien schicken, außer den sechshundert Millionen, die der Krieg bis zum Ende des Kalenderjahres 1904 kosten wird, im nächsten Jahr, wenns sein muß, noch eine geborgte Milliarde Rubel in das Abenteuer stecken, — und wird schließlich siegen,

weil es siegen muß, weil es mehr Menschen, mehr Geld, also mehr Zeit hat als sein Gegner. Der Riesenleib wird aus abertausend Wunden bluten; doch von allen Seiten werden starke Freunde den Sieger umwerben. Soll unsere Wirthschaft und Politik dann unter den Folgen des von unverantwortlichen Schwärmern und Phrasieren bewirkten Lärmes leiden? Soll den Deutschen dann das Bewußtsein trösten, daß der Zarismus in der Hundstagshitze dieses Heilsjahres auf der Anklagebank saß, in unzähligen Zeitartikeln gebrandmarkt, von einem Gerichtschwäger kontumazirt, mit Donnerkeilen zerschmettert wurde? Ueber einen Krieg, aus dem Etwas zu holen wäre, ließe sich reden; Schimpferei, die sich bis zu kriegerischen Konsequenzen nicht vorwagen darf, ist im Völkerverkehr immer gefährlich. Die Herren Balfour und Chamberlain werden Palmerstons Irrthum nicht wiederholen, das Zarenreich nicht für ohnmächtig halten, sondern stets auf die Stunde lauern, die einer erträglichen Verständigung mit Rußland günstig scheint. Mitten im lautesten Aerger über die Belästigung britischer Schiffe rief uns, ein paar Wochen nach dem kieler Veröhnungsfest, die Presse des Inselreiches über den Kanal: Von Euch wollen wir nichts wissen, unter keinen Umständen mit Euch gemeinsam handeln; unser Freund, unser Mandatar in Petersburg ist Frankreich; Ihr, liebe Vettern, eßt Eure Suppe gefälligst allein aus. Und in dieser Situation wollen wir dem offiziellen Rußland, nach Bismarcks burschikosem Wort, die Fenster einwerfen, weil Finen und Balten, Polen und Juden, Lutherische und Sektirer, weil die höchsten Vertreter der Intelligenz von der an der Nema regirenden Sippe schlecht behandelt werden? Jeder Deutsche sollte sich dreimal überlegen. Rußland ist um mindestens ein Jahrhundert hinter Europa zurück und hat jetzt das Unglück, die Allgewalt in der zitternden Hand eines unzulänglichen Monarchen zu sehen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es in nächster Zeit schwere Stunden und schmerzhaftes Enttäuschungen erleben; und gerade dadurch vielleicht auf den Weg gesunder organischer Entwicklung gedrängt werden. Stark aber, ein ungeheurer Faktor im Rechenexempel internationaler Politik wird es in jedem Fall bleiben; und wir haben nicht so mächtige Freunde, nicht so nahe und zahlungsfähige Kunden, daß wir, aus Schwärmerei für eine Freiheit, deren köstlichste Güter wir selbst noch entbehren, uns solchem Nachbar entfremden dürften. . . Thorheiten der Regirenden, wie die letzten Wochen sie uns wieder zeigten, sind unangenehm genug; die Völker sollten, so lange sie nicht im Lebensnerv bedroht sind, nüchtern bleiben und das Privilegium, Dummheiten zu machen, neidlos den Excellenzen gönnen.



## Was ist Skeptizismus?

Wer zu philosophiren anfängt, heißt irgendwo, muß zunächst Skeptiker sein. Wer aber bis an sein Lebensende Skeptiker blieb, war nie mehr als ein Anfänger in der Philosophie. Das Gold der lauterer Wahrheit kann nur im Schmelztiegel des Zweifels gewonnen werden. Aber dieser Läuterungsprozeß ist immer nur Mittel, niemals Selbstzweck. Das Scheidewasser der Kritik soll die Schlacke des Unhaltbaren aussondern. Wo sich das Spinnengewebe der Tradition festgesetzt, der Rost des Dogmas, der Schimmel der Orthodoxie herausgebildet haben, da thut eine Dosis Sceptis Wunder. Nur darf man nicht, wie der ungeduldige Patient in L'Arronges „Doktor Klaus“, die ganze Medizinflasche auf einen Zug leeren, um den Geneßungsprozeß gewaltsam zu beschleunigen. Wer nicht nur sein Leben lang zweifelt, sondern an aller Wahrheit endgiltig verzweifelt, ist freilich gründlich kurirt, aber nicht wie der Haschisch-Raucher, der sich berauscht, sondern wie der Selbstmörder, der sich mit Opium vergiftet. Der Skeptizismus kann als Methode, meinetwegen auch als mißtrauisch abwartende gedankliche Grundstimmung vortreffliche Dienste zur Verhütung vorzeitiger Schlüsse leisten; aber als Prinzip, als durchdachte und in sich abgeschlossene Weltanschauung ist er philosophischer Selbstmord, eine Arsenitvergiftung im Dialektischen. Die Arsenikur ist ein eben so bekanntes wie verzweifeltes Schönheit- und Verjüngungsmittel, doch weder darf sie zu lange fortgesetzt noch das heilsame Gift in zu großen Dosen genommen werden. Sonst führt sie zum Tod.

Und so ist der radikale Skeptizismus in der Philosophie immer nur Episode, niemals Epoche gewesen. Denn was für das Denken der Zweifel, ist für das Handeln die chronische Entschlußlosigkeit und für das ästhetische Empfinden die stumpfsinnige Vergleichgiltigung. Der zu Ende gedachte Skeptizismus ist gleichbedeutend mit einer Permanenzklärung der Schläffheit und einer Verhimmelung träger Unthätigkeit und verträumter Passivität. Wie gealterte Hetären gern Betschweflern werden, so münden gedankenmüde, thatenschlafe Skeptiker vielfach in gläubigen Mystizismus ein. Das Rezept der Skeptiker aller Zeiten und Völker lautet: Da alles endgiltige Erkennen Chimäre ist, giebt es für den grundsätzlichen Zweifler nur einen Ausweg: Enthaltbarkeit. Zunächst Enthaltbarkeit im Urtheil (σπουδή). Man solle niemals im Ton felsenfester Zuversicht Etwas behaupten, erklären oder befehlen, sondern im flehentlich zaghaften, traurig resignirten Optativ sprechen: „Es scheint so“, es „könnte“, „es dürfte“, es „müchte“ wohl so sein. Grammatisch ausgedrückt: der Indikativ wird für den Skeptiker abgeschafft und nur der Konjunktiv behält Kurs. Der gerade Rücken im Gedanklichen wird ver-

pönt, aller Schneid, alle Forscheit, alles Rede, Selbstsichere und seelisch Aufrechte, alles Energetische, mit Zudersicht ins Leben Blickende wird in Nacht und Damm gethan. Statt mannhaft und jugendstark den Muth zum Irrthum zu haben, solle man die Altweibervorsicht klügelnder Zurückhaltung beobachten. So artet denn der Skeptizismus in einen Pessimismus des Denkens aus.

Ueberträgt man nämlich die skeptische Lehre von der Zurückhaltung im Urtheil auf Willenshandlungen und Gefühlsäußerungen, so muß die Astele das letzte Wort aller Skepsis sein. Ist uns das Wesen der Dinge für immer verschlossen, so daß es keinerlei Kriterium der Wahrheit giebt, über nichts in der Welt Gewisses und Unumstößliches sich aussagen läßt, so läuft folgerichtig der Zurückhaltung im Urtheil in Bezug auf den Erkenntnißprozeß parallel: die Zurückhaltung im Handeln (Apathe) und die Stumpfheit im Fühlen (Apathie). Und so lautet denn auch die tiefste Weisheit der Skeptiker: Nur keine Aufregung! Gemüthsruhe ist der einzig reale Werth im Leben. Cui bono? Warum sein seelisches Gleichgewicht zu Gunsten irgend einer Idee oder irgend eines Ideals opfern? Das schlafende, träumende, beschaulich in sich versunkene Gemüth ist das einzig Wahre im Leben. Die Schwärmer und Phantasten, die ihre Seelenruhe, ihre Gemüthsheiterkeit, ihr behagliches Dolce für nichts von der plebejischen Unruhe der sogenannten Schaffenskraft unterbrechen lassen oder gar ihr Leben in die Schanze schlagen für solche logisch unhaltbare, dialektisch wurmfressige Sammelbegriffe, wie Vaterland, Nation, Glaube, Menschheit, sie sind Narren des Lebens. Sie verdienen die Schellenkappe des Thoren. Wir „Weisen“ wärmen uns behaglich in der Sonne, schmelzen vergnüglich im Pfuhl raffinirten Nichtsthuns, bis, — ja, bis die rauhen barbarischen Nordländer über uns kommen und uns kurz und klein schlagen. Das ist nämlich das Ende vom Liede. Der Skeptizismus ist die Weltanschauung niedergehender Kulturen, deladenter Völker oder Geschlechter. So lange das Leben aufwärts geht, heißt leben: schaffen, gestalten, wagen, formen, ringen, behaupten, leisten. Wird es aber wehl und müde, so heißt leben: ausruhen, träumen, genießen, seufzen, beten. Der kategorische Imperativ der Wachen, der Aufrechten, der Unternehmenden und Stolzen heißt: *Arbeite!* Der verschlafene Optativ der Deladenten lautet: *Jage, ruhe, krümme und ducke Dich, sprich nur sanft und gelassen, bete!* In dieser Besetzung wird es verständlich, warum die klugen Jesuiten sich einst des Skeptizismus genau so bemächtigt haben wie früher unter Mariana und Bellarmin der Volkssoeverainetät und des Demokratismus. Die Jesuiten hatten von je her die feinste Bitterung, den „flair“ für das Kommende, für unterirdische Zusammenhänge, für psychologische Tiefen; sie waren praktische Völkerpsychologen, lange bevor es eine Völkerpsychologie als Wissenschaft gab. Wie die Jesuiten im sechzehnten Jahrhundert „monarchomachisch“ gesinnt waren,

demokratische Ideen in den Dienst ihrer hierarchischen Ziele zwängten, so bemächtigten sie sich im siebenzehnten Jahrhundert des lächelnden, lässig-frivolen Salon-Skeptizismus eines Montaigne, Charron und Sanchez, um dem an allem Wissen irr gewordenen und zur Bankeroterklärung gedrängten menschlichen Verstand ein saftiges Ruheplätzchen im Hofen der Kirche zu schaffen.

Hatte der spanisch jüdische, in Südfrankreich als Medizinprofessor wirkende Arzt Sanchez (Sanctius) die schärfste Tonart des Skeptizismus in der Formel vertreten: „Quod nihil scitur“, so hat der Begründer der Literaturgattung des Essai, der esprit vagabond Michel Montaigne, dieses lede pyrrhonisch-skeptische Ausrufungszeichen des Sanchez in das Fragezeichen umgegossen und gemildert: „Que sçais-je“? Der belehrte Priester Charron wiederum ließ die neoskeptische Bewegung, die Wiederbelebung des antiken Pyrrhonismus, in einen wehmüthig-resignirten Punkt ausklingen: „Je ne sçais rien.“ Aus diesem passiven Verzicht weiß nun aber die aggressive Kirche Kapital zu schlagen. Nach und nach bildet sich geradezu ein „jesuitischer Skeptizismus“ heraus, der den systematischen Zweifel pflegt, um den Glauben über die Vernunft triumphiren zu lassen. Schon La Motte le Vayer (1586 bis 1672) folgert aus der Relativität aller Erkenntnißwerthe die Wandelbarkeit der Vernunftprinzipien, denen man die religiöse Weltanschauung mit ihrem festen autoritativen Rückgrat entgegensetzen müsse. Der berühmteste Kanzelredner aller Zeiten, Bossuet, verwerthet den Skeptizismus als entscheidende Gegeninstanz gegen den Protestantismus. Vollends benützt der fromme Bischof von Auxenches, Pierre Daniel Huet (1630 bis 1721), in seiner nachgelassenen Schrift „Traité de la faiblesse de l'esprit humain“, wie schon vor ihm Poiret, alle Mienen einer zersetzenden Skepsis, um das rationalistische Lehrgebäude der Cartesianer zu sprengen. Der üppigste Sensualismus, ja, man kann sagen, selbst der verpönte psychologische Materialismus, dem das Denken zu einer bloßen Funktion des Gehirnes herabsinkt: sie werden von Huet unbedenklich herangezogen, um als Kronzeugen gegen den Rationalismus auszusagen. Die menschliche Erkenntniß wird systematisch auf das Sinneszeugniß als einziges Kriterium der Wahrheit herabgesetzt, damit ihr die angeblich unanfechtbare Offenbarungserkenntniß in bengalischer Beleuchtung gegenübergestellt werden kann. Wie man sieht, hat der „jesuitische Skeptizismus“ eines Brunetiere nicht einmal den Vorzug der Originalität für sich. Was dieser ehemalige Positivist und Schüler von Comte und Littré nach seinem Kanossengang gegen die Wissenschaft vorgebracht hat, verhält sich wie widerliches Zuderwasser zu dem brausenden Champagnerkelch eines Poiret, Sorbière, Simon Foucher oder gar zu Bossuet und Huet, — von Blaise Pascal und Pierre Bayle ganz zu schweigen.

Der Skeptizismus tritt in der Geschichte epidemisch auf und wirkt in dumpfer Schwüle manchmal reinigend wie ein Gewitter: erfrischend, erlösend.

Wird er aber endemisch, so bedeutet er den Niedergang und Zerfall der von ihm verfauchten Geschlechter. Er ist dann nicht mehr die Fäulniß des gährenden Werbens, sondern das Vermesungszeichen zerfallender Auflösung. Tritt irgend ein Credo — sei es ein religiöses oder ein philosophisches, ein künstlerisches oder ein politisches — allzu unbescheiden und selbstlicher hervor, so daß es zum Dogma gerinnt und zum Anspruch auf Unfehlbarkeit der Geltung verhärtet, so kann es nur von Nutzen sein, wenn der Skeptiker mit hartem Griff in diese Ansprüche hineinfährt, als guter Rehrbesen den Staub und Schutt der Tradition tüchtig aufwirbelt und die verschwiegenen Ecken dogmatischer Vorurtheile kräftig säubert. Aber zu den Bruchstücken eines Haushaltes wird der Besen nie gehören. Hat er seine reinigende Wirkung erzielt, so wandert er zurück in den verstoßnen Winkel des Hauses, in die Besenkammer. Der Skeptizismus ist wirklich nur die Besenkammer der Philosophie. Man bedient sich seines Werkzeuges, sobald gewisse Gedankengänge allzu verstaubt scheinen, als eines nützlichen Reinigungsinstrumentes, aber man stellt es, wenn es seine Arbeit gethan hat, in die Ecke. Nicht die Sophisten, unsere ersten Skeptiker, nehmen eine beherrschende Stellung in der Geschichte des menschlichen Denkens ein, sondern Sokrates, der sie bezwang. Nicht die Pyrrhoneer gelten als die Wohltäter des Menschengeschlechtes, die in mehr- hundertjähriger unterirdischer Miniarbeit an dem Zerfall der alten Kultur mit Maulwurfstüchtigkeit mitgewirkt haben, sondern Christus, der die Lebenszuversicht und Glaubensstärke zurückbrachte, die von den Skeptikern unterwählt und zernagt worden war.

Nicht anders erging es in der Neuzeit, als Renaissance, Humanismus und Reformation das Wunderwerk der alten Propheten vollendeten, indem sie „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ nicht nur weissagten, sondern wirklich besicherten. Wie alle antiken Systeme von großem Zuschnitt, so wurde auch der alte Pyrrhonismus galvanisirt. Galilei erneuert Demokrit, Justus Lipsius den Stoizismus, Gassendi den Epikureismus; so auch Montaigne den antiken Skeptizismus. Aber diese künstliche Wiederbelebung hat keine lange Dauer. Nicht der Pyrrhoneer Montaigne gilt als Begründer der neueren Philosophie, sondern Descartes, der den Zweifel als methodisches Prinzip (*doute hyperbolique*) zwar voranstellt, aber im „Selbstbewußtsein“, im „*sum cogitans*“ überwindet, oder Franz Bacon, der die Lehre von den vier Idolen (Vorurtheilskategorien) an den Anfang aller philosophischen Untersuchung fest, zugleich jedoch die Mittel zeigt, wie man des unausweichlichen Zweifels Herr werden könne.

Nicht anders erging es dem siebenzehnten Jahrhundert, das so glänzende Skeptiker aufzuweisen hatte wie Blaise Pascal von der mathematischen und Pierre Bayle von der theologischen Seite. Beide suchen im Glauben Unter-

schlupf; Jener ehrlich, Dieser scheinbar; dort ein *credo, ut intelligam*, hier ein *credo, quia absurdum*. Pascal ist ein wirklicher Heiliger, Bayle ein eben so wirklicher Scheinheiliger. Für Pascal giebt es nur eine Wahrheit: die schlichte, unverfälschte, unverflügelte Wahrheit des Herzens. *Le coeur a ses raisons, que la raison ne connait pas*. Für Bayle giebt es eine „doppelte Wahrheit“, die sich sogar äußerlich markirt. In seinem berühmten Dictionnaire ist Bayle über dem Strich, im Text, gläubig, unter dem Strich, in den Noten, skeptisch. Doch Bayles dialektisches Doppel-*Ich* wurde mit Recht als „doppelte Buchführung“ im Intellektuellen denunzirt und wissenschaftlich geächtet. Weder Bayle noch Pascal geben dem großen Zeitalter, dem sie angehörten, das Gepräge. Bestimmend waren vielmehr die Schaffenden, wie Boyle, der Begründer der Chemie, und Newton, der Ausgestalter der Physik, und unter den Philosophen: Spinoza und Malebranche, Locke und Leibniz. Nicht anders im achtzehnten Jahrhundert. Nicht der „Magus des Nordens“, der bissige, satirische, zersetzende und zugleich erbauliche Hamann, sondern Kant giebt dem Zeitalter die Lösung. Gewiß haben auch die Skeptiker aller Zeiten und Grade im Brevier der Philosophiegeschichte ihre feste Stellung. Nur reißt man sie nie und nirgends unter die Nimrode, wohl aber unter die Sonntagsjäger ein.

Eine Ausnahme von dieser Regel scheint nun der Engländer David Hume, dessen Kritik des Kausalgesetzes, nach eigener Aussage Kants „Dasjenige war, was mir vor vielen Jahren den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der spekulativen Vernunft eine ganz andere Richtung gab.“ Mit keinem seiner Vorgänger ringt Kant so hart und so nachhaltig wie mit dem „Skeptiker“ Hume. Sollte am Ende der Skeptizismus doch keine solche *quantité négligeable* sein, wie seine Erzgegner, die Dogmatiker, uns erzählten? Hat der Skeptizismus solche Vertreter aufzuweisen wie Hume, den man heute unbedenklich neben Hobbes, wohl dem größten Philosophen Englands, nennen kann, dann muß er doch wohl mehr sein als bloßer Sauerteig der dogmatischen Systembildung, als jenes Salz, das man jeder philosophischen Speise beimischen müsse, aber in so schwachen Dosen, daß man sie nicht ganz versalzt. Entweder ist der Skeptizismus eine ernste, streng in sich verkettete, lückenlos ineinandergreifende Weltanschauung — sonst wäre es unerklärbar, wie ein so starker Geist sich zum Skeptizismus bekannt haben könnte — oder Hume war kein Skeptiker.

Ich erkenne die logische Berechtigung dieser Alternative an, wähle aber das Ober. Denn ich gedenke, hier den Nachweis zu führen, daß Hume nicht nur kein Skeptiker im Schulsinne des Wortes, sondern, im Gegentheil, der erfolgreichste Gegner des Skeptizismus war. Die philosophiegeschichtliche *sabote convenuo*, die uns von den Lehrbuchschreibern seit Jahr und Tag aufge-

tischt wird, Hume sei der Erstseptiker, der Drache der Dialektik, dem der Herkules Kant endgiltig den Kopf abgeschlagen habe, bedarf einer gründlichen Revision. Zwar spricht Kant, wie sein ganzes Zeitalter, von Hume als von einem Septiker, der dem „schrecklichen Umsturz“ aller Wissenschaften entgegenstreibe, was aber, nach Aussage seines Biographen Borowski, nicht verhindert hat, daß Kants „Denkkraft durch Hume einen ganz neuen Schwung bekam.“ Auch der Umstand ist mir nicht verborgen geblieben, daß sich Hume selbst mit der lächelnden Ueberlegenheit eines gewandten Weltmannes ausdrücklich zum Skeptizismus bekannt hat. Von seiner „skeptischen Neigung und seinen skeptischen Grundsätzen“ spricht er (Treatise IV, 7) mit sichtlichem Behagen. „In allen Vorgängen des Lebens,“ heißt es da, „sollten wir uns unseren Skeptizismus bewahren. Wenn wir gar Philosophen sind, sollten wir es nur nach skeptischen Grundsätzen sein und weil wir einen Drang zu solcher Thätigkeit in uns fühlen.“ Im „Inquiry“ (V, 1) stellt Hume die akademische oder skeptische Philosophie förmlich als Model der Leidenschaftlosigkeit auf. Es ist daher überraschend, daß diese Philosophie, die fast in jedem Fall harmlos und unschuldig sein muß, das Thema von so sehr grundlosen Vorwürfen und Verleumdungen sein sollte. Hume verteidigt aber nicht nur den Skeptizismus, sondern er empfiehlt ihn geradezu als philosophische Untersuchungsmethode (Inquiry XII, 3): „Ueberhaupt giebt es einen Grad von Zweifel, Vorsicht und Bescheidenheit, der einen richtigen Denker in allen Arten von Untersuchung und Entscheidung stets begleiten sollte.“

Trotz diesen Selbstzeugnissen vertrete ich hier mit allem Nachdruck die Behauptung, daß Hume nicht nur kein „Skeptiker“ im Sinne Kants, Herders, überhaupt in unserem Schulhann des Wortes, sondern im Gegentheil der erfolgreichste Ueberwinder des orthodoxen Skeptizismus war. In dem selben Sinn und mit der selben Berechtigung, wie man Kant den Vollender und Ueberwinder der Aufklärung genannt hat, möchte ich hier Hume als den Vollender und Ueberwinder des Skeptizismus hinstellen. Das soll keine „Ehrenrettung“ Humes sein. Eine solche braucht und verträgt er nicht; heute am Allerwenigsten. Denn von der kindischen Angst vor philosophiegeschichtlicher Etikettirung wissen sich die Aaguren unter den zänstigen Philosophiehistorikern, die das Schulgeheimniß kennen, wie solche Etiketten gemacht werden und wie leicht man im Bedarfsfall umetikettirt, sicher ganz frei. Mich interessiert hier nur die Frage: Hat Kant David Hume widerlegt? Eine befriedigende Beantwortung dieser Frage kann aber erst erfolgen, wenn man vorher darüber ins Klare gekommen ist, ob Hume ein „Skeptiker“ war. Kennt man Das Skeptizismus, was Hume darunter versteht, nämlich: Zaghaftigkeit und Behutsamkeit im Behaupten, also Skepsis als methodologische Grundstimmung, dann war auch Kant ein Skeptiker. Versteht man aber unter Skeptizismus

ein Prinzip und keine Methode, eine geschlossene Weltanschauung und kein darstellerisches Hilfsmittel, dann war Hume so wenig Skeptiker, daß man vielmehr die lächelnde Ueberlegenheit bewundern muß, womit er den Skeptizismus überwunden hat. Im Inquiry (XII, 2) prägt Hume das prächtige Merkwort: Die Natur ist immer stärker als ein Prinzip. Den rabiaten Skeptizismus der Pyrrhoner, der die Konsequenzmacherei so auf die Spitze treibt, daß er folgerichtig an Allem zweifelt, auch daran, daß er zweifelt, führt Hume mit köstlicher Ironie ad absurdum, indem er diesem übertriebenen Radikalismus den circulus vitiosus entgegenhält, dem er unweigerlich verfallen muß. Der große Zerstörer des Pyrrhonismus, heißt es im Inquiry (XII, 2), oder der übertriebenen Prinzipien des Skeptizismus sind Handlung, Beschäftigung und die Verufe des gemeinen Lebens. Diese Prinzipien mögen in den Schulen blähen und triumphiren, wo es in der That schwer, wenn nicht unmöglich ist, sie zu widerlegen. Sobald sie jedoch den Schatten verlassen und durch die Gegenwart der wirklichen Gegenstände, die unsere Leidenschaften und Gefühle treiben, mit den mächtigeren Prinzipien unserer Natur in Widerstreit gesetzt werden, schwinden sie gleich Rauch und lassen selbst den entschiedensten Skeptiker in der selben Lage wie andere Sterbliche zurück.

Hume unterscheidet den Skeptizismus, der allem Philosophiren (wie bei Descartes und Bacon) vorangeht, von dem, der ihm nachfolgt (XII, 1). Den ersten billigt er als Methode, den zweiten verwirft er als Prinzip. So wohlthuend und seinem innersten Wesen angemessen er findet, daß man „mit klaren, selbstleuchtenden Grundsätzen beginne, mit behutsamem und sicherem Schritt vorwärts schreite, alle Schlüsse häufig mustere und genau ihre Folgen prüfe“ (Inquiry XII, 1), so absurd findet er die Skepsis als Prinzip. „Die Natur“, heißt es im Treatise IV, 1, „zwingt uns mit absoluter und unabwehbbarer Nothwendigkeit, Urtheile zu fällen, eben so wie sie uns nöthigt, zu athmen und zu empfinden.“ Hier nennt Hume die Skeptiker eine „phantastische Sekte“, deren Spitzfindigkeiten zu widerlegen kaum die Mühe lohne. An anderer Stelle (Treatise IV, 2) sagt er: Der skeptische Zweifel in Bezug auf die Vernunft sowohl als auf die Sinne ist eine Krankheit, die niemals vollkommen geheilt werden kann, sondern immer wiederkehren muß, mögen wir sie noch so oft vertreiben und manchmal ganz von ihr befreit scheinen. Diese Krankheit schlage oft in eine „philosophische Melancholie“ um. In solchen hypochondrischen Verfassungen möchte man am Liebsten alle Bücher und Papiere ins Feuer werfen und den Entschluß fassen, niemals um des Denkens und der Philosophie willen auf die Vergnügungen des Lebens zu verzichten. Aber dann fühle er wider den Ehrgeiz in sich, zur Belehrung der Menschheit Etwas beizutragen und sich „durch Entdeckungen und Erfindungen einen Namen zu machen“. „Dies ist der Ursprung unserer Philosophie“. Ein

richtiger Skeptiker, heißt es am Ende des Treatise, wird seinen Zweifeln eben so sehr misstrauen wie seiner philosophischen Ueberzeugung; er wird aber zugleich die unschuldige Befriedigung, die sich bei ihm, sei es aus dem Zweifel, sei es aus seiner positiven Ueberzeugung ergibt, nicht abweisen. Mit echt weltmännischer Grazie hatte er kurz vorher die denkwürdigen Worte niedergeschrieben: Irrthümer in der Religion sind gefährlich, Irrthümer in der Philosophie nur lächerlich.

Hume bekämpft den Skeptizismus mit der einzigen Waffe, die ihn treffen und verwunden kann: der Ironie. Nimmt man diesen radikalen Skeptizismus ernst, so ist er, wie der heutige Solipsismus zeigt, unwiderleglich. Stirners „Einzig“, Nietzsches „Uebermensch“, Schabert-Solderns egocentrisches „Ich bin ich“, dessen Uebertragung in den Jargon der französischen Boulevardphilosophie „La philosophie du je m'entichisme“ lautet: diese Art von Skepsis kann nicht mit Argumenten widerlegt, sondern nur noch mit überlegenem Spottlächeln abgefertigt werden. Zum Glück ist die Natur stärker als alle tollgewordene Skepsis. Würde man diesen seltsich Entarteten nur eine kurze Weile freien Spielraum zur Bethätigung ihrer egocentrischen Fieberphantasien gewähren, so müßten sie sich bald genug als Totengräber der Kultur entpuppen. Der Selbsterhaltungstrieb unseres Kultur-systems schützt uns jedoch vor der Herrschaft oder auch nur Vorherrschaft solcher Allesbesserwisser und Garnichtskönner.

Gehört Hume nun wenigstens einem Skeptizismus der milderen Tonart an? Ist er der gemäßigte Skeptiker, als den er sich selbst, besonders auffallend am Schluß des Treatise, hinstellt? Auch hier habe ich meine Fragezeichen. Daß Hume sich selbst einen Skeptiker nennt, hat nicht viel auf sich. Erklärt er doch (Treatise XII, 1, Zusatz) sogar Berkeley für einen vollendeten Skeptiker, obwohl Berkeley (wie Hume hinzusetzt, unzweifelhaft mit großer Wahrheit) schon auf dem Titelblatt angiebt, daß sich sein Werk gegen die Skeptiker richtet. Aber Hume hält die meisten Schriften dieses „geistvollen Autors“ dennoch für die besten Lehren des Skeptizismus, weil sie keine Antwort zulassen und keine Ueberzeugung hervorbringen. In dem Sinn, in dem Hume den größten unter den von ihm verehrten Denkern einen Skeptiker nennt, war er selbst freilich auch selbst. Aber wenn Skeptizismus sein soll, was Berkeley lehrt, dann war auch Kant ein Skeptiker. Denn der größte Vorwurf, den der erste und schärfste Kritiker Kants, Garve, gegen die „Kritik der reinen Vernunft“ erhob, war ja gerade, daß Kant hier nichts Anderes geleistet habe als eine Wiederholung der Lehren Berkeleys. Der Umstand, daß Kant in den „Prolegomena“ und in der zweiten Auflage der Vernunftkritik die scharfe Scheidegrenze zwischen „Schein“ und „Erscheinung“ zieht, um die Trennungslinie zwischen seinem Kritizismus und Berkeleys phänomenalistischem Ide-

ismus kräftig hervorzuheben, beweist deutlich genug, wie nah ihm Harves Vorwurf ging. War Berkeley, wie Hume will, Skeptiker, dann war es auch Fichte, dessen substanzialisiertes „Ich“ eben so auf Berkeley zurückgeht wie Schopenhauers: „Die Welt ist meine Vorstellung“.

Was Hume gemäßigten Skeptizismus nannte, ist inzwischen gerade durch den Einfluß Kants sieghaft geworden, in den Gemeinbesitz der philosophischen Weltanschauung des neunzehnten Jahrhunderts übergegangen, so daß wir gar nicht mehr daran denken, eine solche Ueberzeugung noch Skeptizismus zu nennen. Wir haben uns seit Kant so sehr an den Gedanken gewöhnt, das „Ding an sich“ sei unerkennbar, daß wir Spencers Lehre von der unerkennbaren Substanz (Unknowable) gar nicht mehr als Skeptizismus empfinden. Wir nennen die Vertreter dieser Richtung heute Agnostiker oder Relativisten und, so weit sie das menschliche Bewußtsein mit Kant als absolute Gesetzgebung anerkennen, Immanenzphilosophen auf der einen, Neokantianer auf der anderen Seite. Selbst Dubois-Reymonds „Ignorabimus“ Virchow's „Dubitemus“, Haekel's „Rostringamus“ bedeuten in unseren Augen keinen wirklichen Skeptizismus, sondern nur Agnostizismus, also Unerkennbarkeit des absoluten Weltgrundes. Das Außen der Welt bleibt uns für immer verschlossen und nur ihr Innen, die Bewußtseinspiegelung, ist uns zugänglich. Hume war Phänomenalist, wie heute Avenarius und Mach. Berkeley war Idealist, wie heute Cohen und Natorp. Beide waren Immanenzphilosophen, wie heute Schuppe und Rehmke, aber keiner von ihnen war Skeptiker. Die kartesianische Wahrheit des *sum cogitans* haben Berkeley und Hume vor Kant wieder entdeckt und zur Evidenz erhoben; und es bedarf noch einer besonderen Untersuchung, ob die persönliche Note, die Kant Humes und Berkeleys Entdeckung der Phänomenalität wie des Substanz-, so auch des Kausalbegriffes gegeben hat, einen so großen Fortschritt der Erkenntniß bedeute, wie die beim Kantjubiläum so üppig ins Kraut geschossene Festschrift uns eintreden möchte. Ich glaube weder, daß Hume ein Skeptiker war, noch, daß Kant ihn endgiltig widerlegt hat. Die Akten Kant wider Hume bedürfen bringend der Revision. *Adhuc sub iudicio lis est.* Die Jubiläumskommission mit ihren begreiflichen und darum verzeihlichen Superlativen kann nicht als das Reichsgericht der Philosophie gelten. Wir wollen die Akten noch einmal durchstudiren und dann ein ruhigeres Urtheil anrufen.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



## Blumenschutz.

Vor die Blumen trete,  
Doch zertritt sie nie.  
Platen.

**S**ieht es denn kein Mittel, dem gräulichen Vandalismus zu steuern, der unsere Kiefernwälder und unsere Dünen ihrer schönsten Zierde, ihres Blumenschmuckes, zu entkleiden droht? Man schreit über Baumfrevler und achtet nicht des Blumenfrevlers, den Leute, die sich gebildet nennen, täglich verüben. Einem Menschen, der die Natur wirklich liebt, muß das Herz bluten, wenn er auf seinen Wanderungen solchen falschen Naturfreunden begegnet, — Schaaren von Damen und Kindern, die als Ausbeute ihres Nachmittagsausfluges Lasten von ausgerupften Blumen heimerschleppen. Ein Anblick, als käme eine Barbarenhorde mit Beute beladen aus Feindesland. Fast immer sind Damen und Kinder, die diesen Raubkrieg gegen die arme, geduldige Natur führen. Wohl trifft man hier und da auch einen männlichen Räuber, der unter einer Würde von Webeln des prächtigen Adlersarns nach Hause leucht. Aber was bedeutet er gegen den Schwarm von Damen und Kindern, die tagaus, tagein am Werk sind, den Waldboden und die Dünenhänge kahlszurupfen, und die sich bei diesem sinnlosen Zerstörungswerke gar noch Blumenfreunde dünken! Das Blumenpflücken ist gar so poetisch.

Und wäre es wenigstens wirklich Freude an den Blumen! Dann würden diese Blumenhunnen doch nur wegen des Egoismus zu schelten sein, womit sie, um die Farbe und den Duft einer Blüthe für sich allein zu besitzen, Hunderte eines Genusses berauben, auf den doch Alle gleichen Anspruch haben. Freilich: wie unverständlich ist auch dieser Egoismus! Denn die meisten dieser gepflückten Blumen welken, wie unsere zarten himmelblauen Glockenblumen, auf die es am Meisten abgesehen ist, in der warmen Hand binnen wenigen Minuten, während sie ungepflückt noch Tage lang das Auge erfreut hätten. Aber in helle Empörung geräth man, wenn man auf Schritt und Tritt sehen muß, wie die gedankenlos abgepflückten Blumen — ganze Sträuße — nach wenigen hundert Schritten achtlos wieder weggeworfen werden, weil die Räuber zu faul sind, um sich weiter mit dem Raub zu schleppen. Erst vor wenigen Tagen war eine weite Strecke des Strandes nach Karlshagen hinunter mit Hunderten von Leichen der zierlichen zartlila Kreuzblüthler besät, die ihr Leben so genügsam im dürrsten Dünenand fristen. Ost — nicht etwa immer — sind es ja Kinder, die so kindisch, so nutzlos grausam verwüsten. Aber verständige Eltern dulden doch auch nicht, daß ihr Kind einem Raikäfer die Beine, einem Schmetterling die Flügel ausrupft, im Garten der väterlichen Villa die Rosen abreißt. Weßhalb soll der Garten, den Gott draußen im Freien für Alle gepflanzt hat, schwächeren

pädagogischen Schuß genießen? Geht Eurem unartigen Kinde tüchtig Eins auf die unnützen Hände — nicht nur, wenn es Zucker nascht, sondern auch —, wenn es das wuthwillige Blumenabrupsen nicht lassen will. Vor Allem aber, Ihr Erwachsenen, geht den Kindern mit gutem Beispiel voran; schont die Blumen um ihretwillen, um Eurer Mitmenschen willen! Niemand wird Euch verargen, wenn Ihr Euch ein bescheidenes Sträußchen von Gras, Heidekraut und wilden Nelken pflückt und es daheim achtsam ins Wasser stellt. Doch laßt ab von dem gedankenlosen Zerstören, das Euch selbst so wenig Freude schafft und so vielen Andern ihre Freude verdirbt.

Aber ist es denn so schlimm, wie Du sagst? Uebertreibt nicht Dein Unmuth? Wünne doch Kindern und Frauen die harmlose Freude an der Natur, die doch dadurch nicht ärmer wird . . . Jawohl, sie wird dadurch ärmer. Wir sehen es täglich mit Augen.

Warum findest Du im ganzen Grunewald unter den Kiefern kaum noch eine Blume? Weil alle von egoistischen Naturfreunden abgerupft worden sind, deren Naturliebe den Wald kahl und freudlos macht. Wo sind am Strande der Ostsee die Stauden der Stranddistel geblieben, die einst mit ihren unzähligen amethystfarbigen Blütenköpfen alle Dünen anmuthig schmückte? Weit, meilenweit hinaus mußt Du wandern, eine öde Stelle des Strandes, die noch keines naturfreundlichen Badegastes Fuß entweihte, aufsuchen, um ihr, der Königin unserer Strandflora, zu begegnen. Diese schöne Pflanze ist in den letzten Jahrzehnten geradezu systematisch ausgerodet worden. Weh der Blume, die in die Mode kommt! Ich war vor einigen Jahren in Göhren auf Rügen. Auch dort war die Stranddistel in der Nähe des Ortes längst verschwunden. Aber in der Entfernung von wenigen Kilometern wuchs sie noch immer in reicher Fülle. Und da begegnete man denn abends ganzen Karawanen von Badegästen, die, Mann vor Mann mit ungeheuren Bündeln von Stranddisteln heimsehrend, dem Walde von Dunsman glichen. Dank diesen Blumenfreunden wird die Stranddistel — die bekanntlich gar keine Distel ist — jetzt wohl auch in der weiteren Umgebung von Göhren nicht mehr zu finden sein.

So ist es überall. Als ich einmal auf Langeoog — einer der friesischen Inseln nah bei Norderney — verweilte, war die gebildete Badegesellschaft im besten Zuge, das seltene Ruchgras auf den Wiesen und die liebliche Pirola zu vernichten, deren der Maiblume ähnlichen Blüten manche feuchte Einsenkung zwischen den Dünen in einen weißen Blumentepich verwandelt hatten. Es war zu einer Art von Sport geworden, die Zimmer mit gewaltigen Pirolasträußen zu schmücken, die von den Kindern täglich in dicken Büschen heimgebracht wurden.

Und hier in Zinnowitz muß ich nun das Selbe erleben. Unser Saisblatt — auch Zelängerzeliieber genannt — war recht häufig in den hiesigen

Wäldern zu finden, wo es seine zierlichen Ranken um die jungen Kiefernstämmе schläng. Aber an keiner dieser Ranken habe ich in diesem Jahr auch nur eine der gelblich-weißen langen Röhrenblüthen erblickt, die einen so köstlichen Duft ausströmen. Kein Wunder: begegnete ich doch jüngst im Wald einer Dame, die einen dicken Strauß frischgeklärter Boisblattblüthen trug; es mögen deren wohl hundert oder mehr gewesen sein. Hätte sie zu ahnen vermocht, diese Mörderin fremder Freuden, welchen Grimm der Anblick in mir erweckte: vielleicht hätte sich das schlummernde Gewissen in ihr geregt.

Auf einer Waldblöße gleich hinter dem Gartenberg auf dem Weg nach Zempin konnte man sich noch vor wenigen Jahren an dem Anblick zahlloser Exemplare einer unserer anmuthigsten Waldblumen — einer Lilienart, *Lilingo*, — erfreuen, die auf zierlich verzweigten Stengeln Hunderte von kleinen weißen Lilienblüthen trägt. Seit zwei, drei Jahren ist die Waldblilie an dieser Stelle völlig verschwunden und es ist mir seitdem nicht gelungen, auch nur noch ein Exemplar in den hiesigen Waldungen zu entdecken. Und eben so wird es leider nur allzu bald der großen blauen Glockenblume ergehen, die uns hier und da wie die Blaue Blume des Märchens aus dem Unterholz entgegenleuchtet, die sich so königlich auf ihrem hohen, schlanken Stengel wiegt und die, sobald sie gepflückt ist, einen raschen Blumentod stirbt. An dem neu angelegten Gustav Adolf-Weg, der in diesem Jahr zum ersten Mal auch den bequemeren Badegästen die Herrlichkeiten der westlichen Steildünen erschlossen hat, wächst diese sonst nicht gemeine Kampanula noch in stattlicher Zahl. Als ich gestern abend des Weges kam, traf ich zwei Damen, jede natürlich mit dem unvermeidlichen Riesenstrauß in der Hand; drei bis vier Mädchen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren tummelten sich, fleißig Blumen pflückend, abseits vom Wege; und um ihren Eifer noch recht anzuspornen, rief ihnen die eine der Damen zu: Habt Ihr auch schon recht viel von den großen blauen Blumen gepflückt? Der ganze schöne Sommertag war mir verdorben.

Wie dieser vandalismus durch die Lichtung der Blumenflora den Reiz der zinnowiger Forsten jetzt schon gemindert hat, merkte ich so recht, als ich an einen entlegeneren Fleck des Waldes kam, den die Blumengier der gebildeten Damen und Kinder noch nicht abgegrast hat. Da empfand ich bekümmert, wie schön unser Wald sein könnte, wenn man nur die Blumen vor ihren Freunden zu schützen vermöchte.

Wir haben so viele Thierschutzvereine. Kommt, laßt uns einen Blumen-schutzverein gründen! Wer muthwillig Blumen vernichtet, frevelt, auch in der Masse des sinnigen Blumenfreundes, an einem köstlichen Gute, das die große Wohlthäterin Natur allen Menschen geschenkt hat.

## Justiz in Japan.

Es war ein paar Wochen vor dem Tode des großen Arztes, vor Mirandas geheimnißvollem Tode, dessen Ursache die offizielle Wissenschaft noch immer nicht aufgeklärt hat. Vielleicht starb Dr. Miranda nur, um zu protestiren, um zu beweisen, daß die Akupathie ihn rettungslos zu Grunde gerichtet habe. Damals also vernahm ich aus dem eigenen Munde des Gelehrten, wie er einst die Jura mit der Medizin vertauscht hatte und dennoch dem Schicksal, verkannt zu werden, auch auf diesem Weg nicht entronnen war. Ich kann die Geschichte, da ich sie nicht aufgeschrieben habe, nur so wiedergeben, wie sie in meinem Gedächtniß lebt. Sollten die Japaner begründeten Einspruch erheben, so bin ich bereit, mich selbst zu berichtigen.

Dr. de Miranda trank während seiner letzten Lebenswochen ausschließlich reinen Genever. Er trank ihn aus kleinen Schnapsgläsern, er trank ihn als Grog, als Toddy, mit und ohne Citronenscheiben, durch Liqueur leicht gefärbt und aromatisirt; er erfand sogar neue Genevermischungen, wahre Virtuosenstückchen im Reich des Abendtrunkes. Ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß Miranda als Trinker eben so bedeutend war wie als Gelehrter. Eine von ihm erfundene Mischung, klarer Genever mit ein paar Tropfen grüner Pfeffermünzeffenz, zauberte allein schon durch ihren Duft Silber von marmornen Palasttreppen hervor, über die singende Jungfrauen langsam herniederoglitten, ganz langsam, mit Rosen und Hellebortrop im Arm. Eine andere Mischung, Genever mit Kirsch, schuf in der Schneewüste, beim Heulen des Nordwindes, am dunsigen Kachelofen die süße Vision blühender Kirschbäume, deren Knospengewirr leise die garten Schültern nackter, mit Ziegen und weißwolligen Lämmlein im Grase gelagerter Frühlingsnympfen streichelt. Dabei hatte der große Doktor der vieredigen grünen Flasche ewige Todfeindschaft geschworen; nicht minder der braunen, der irdenen und dem gläsernen Krug von altniederländischer Form. Er konnte diese Flaschenart nicht leiden; eben so wenig wie den Brauch, wonach der holländische Destillateur die Nationalgetränke etikettirt. Aus altem Kristall ließ er geschliffene Flacons anfertigen, die einen mächtigen Bauch und einen schlanken Hals haben mußten. Hielt er solches Gefäß hoch und sah darin die Flüssigkeit hellgelb wie einen Sonnenstrahl, der in ein Goldfischglas fällt, so war ihm, als ließe er den Rubinor erglänzen. Nicht wie in irgend einer Kneipe wurde bei ihm Schnaps getrunken, auch nicht wie beim Nachmittagsbesuch in einer Provinzpatrizierfamilie; wie ein Symbol wurde das edle Raß dargereicht. Und der große Gelehrte, der vielleicht ein verkannter Dichter war, erfand für die Perle der Niederlande die süßesten Namen. Weg mit den veralteten, prosaischen Bezeichnungen! Miranda nannte seinen Trank *Gwendoline*, *Selysette*, *Gladijs*, *Deloise*, *Euphrosyne*, *Caecilia*, *Corbellea*; Jungfrauenamen verlieh er ihm, die mystisch klangen und nach Wunden rochen wie der Wittertrank selbst. „Der Niederländer“, sagte er und füllte dabei mein Glas, „verkennt sein Nationalgetränk und erniedrigt es durch häßliche, grobe Namen. An Ambrosia soll es uns erinnern. Wie herrlich, wenn das blaße Weib bebend die Zunge streichelt! Aus jedem Glas erblüht neue Liebe und mit der Hingabe wächst die Begierde.“ Und er leerte mit einem Zug eine *Gwendoline*, füllte den Kelch dann mit dem flüssigen Aroma einer *Selysette*,

küßte Gladys, die Schlanke, Stattliche, nahm darauf Heloise, die stets Getreue, zu sich und griff endlich nach Corbella, der Bekannten, Wahrhaftigen. Als sie im Kristallglas erglänzte, begann er seine Geschichte.

„Ich war damals in Tokio. In Europa verwechselte man Japan noch mit China; aber in dem bewundernswürdigen japanischen Volk war schon die Sehnsucht nach abendländischer Bildung und Schönheit erwacht. Auch der Wunsch, die Grundbegriffe des europäischen Rechtes sich anzueignen. Nur von unserer Medizin — der Schulmedizin, versteht sich! — wollten sie nichts wissen. Sagte ich nicht, daß es ein ungemein intelligentes Volk ist? Die Japaner hielten an der guten Vätersitte fest, den Arzt nur für ihre gesunden Tage zu bezahlen und ihm jede Stunde, die sie krank zubringen mußten, vom Honorar abzuziehen. Die Folge war, daß die medizinische Fakultät, statt der Apotheken, in Tokio Badeanstalten einrichtete, für gutes Trinkwasser sorgte und auf die Sauberkeit der Kanäle und Strassen achtete. Dadurch hob sie den Gesundheitszustand der Stadt; man sah selten einen Kranken und ich fand als Arzt kaum Beschäftigung. Doch die japanische Regierung wußte mein Genie zu würdigen: sie stellte mich an die Spitze der Justizverwaltung und trug mir auf, die Rechtszustände zu bessern. Die waren chinesischem Muster nachgebildet und schrien einfach zum Himmel. Das Kriminalgericht arbeitete noch leidlich; war ein Verbrechen begangen und der Thäter nicht zu fassen, so wurden die ihm Verwandten arretirt, Frau oder Braut, Vater oder Mutter, Schwestern oder Brüder, Vettern oder Basen, und in Haft gehalten, bis der Missethäter sich stellte. Kam er nicht, so nahm man auch noch seine Freunde und Bekannten beim Kragen, — Jeden, den man in irgend welcher Beziehung zu ihm vermuthete. Dieses System wirkte abschreckend und gab dem Staate die Möglichkeit, sich aller Leute zu entledigen, denen er verbrecherische Neigungen zutraute; und es erschwerte dem Missethäter die Flucht wesentlich, weil es durch Haftandrohung die ganze Sippe und Bekanntschaft des Verbrechers in Privatdetektivs umwandelte. Kein Wunder, daß die Kriminalstatistik niedrige Biffen zeigte und die leeren Zellen des einzigen Gefängnisses der Hauptstadt als Asyl für Obdachlose benützt werden konnten.

Traurig aber wars um das Volkrecht bestellt. Wer sich irgendwie beschwert fühlte, konnte nicht etwa mit seinen Beweisurkunden schnurstracks zu einem Richter gehen und bitten, im Kreuzverhör persönlich wider die Gegenpartei seine Sache vertreten zu dürfen. Nein: er mußte sich an eine Mandarinenklasse wenden, deren Vertreter Pu-To-Schi hießen und vom Kläger schon fürs bloße Anhören ihrer Sache hoch zu bezahlen waren. Einen von der selben Sorte hatte auch der Beklagte zu wählen und zu bezahlen: und nun stritten nicht mehr die Parteien selbst, sondern ihre Pu-To-Schis gegen einander. Und da diese Herren je nach der Dauer des Rechtsstreites honorirt wurden, hatten sie, trotzdem sie gegnerische Parteien vertraten, das gemeinsame Interesse, den Streit so lange wie möglich hinzuziehen; und dieses Interesse war natürlich stärker als jedes andere.

Die Pu-To-Schis bildeten eine Gilde. Die Rechtsucher boten ihnen eine willkommenen Einnahmequelle; genau war vorgeschrieben, was für das Schreiben, was für die Beantwortung eines Briefes zu zahlen sei, wie viel für eine Unterredung mit dem Mandanten, mit der Gegenpartei, für den Empfang und die Abstattung eines Besuchs. Eine persönliche Auseinandersetzung vermiedern die

Pu-To-Shis so lange wie möglich. Sie begannen den Streit auf dem Papier. Jedes Papier hatte einen anderen Namen und jedes kostete Schreibe- und Stempelgeld; die Unterschrift wurde durch eine dritte Person beschaft, dem Pi-Kam-Shi. Die Richter bekamen diese Papiere und lasen sie mehr oder minder aufmerksam durch; den Rechtsucher sahen sie nicht. Mit Psychologie war nichts anzufangen; der Richter hatte nur aufs Papier zu gucken. Endlich erschienen dann die beiden Pu-To-Shis und plaidirten gegen einander. Nun sollte der Richter den Spruch. Wer den Prozeß verlor, konnte ihn sofort wieder beginnen, wenn er Zeit, Geld und Geduld genug hatte, um für das Wiederaufnahmeverfahren abermals einen Pu-To-Shi zu bezahlen. That er, so durfte er ziemlich sicher sein, daß die zweite Entscheidung der ersten schroff widersprechen werde.

Ehe ich an meinen Reformplan ging, las ich die Akten von ungefähr fünfhundert Civilprozeßen gewissenhaft durch. Bald merkte ich, daß hier oft ein Glückzufall, noch öfter der größere Reichtum, nur nie das lautere Recht den Ausschlag gab. Ich rieth, vor Eröffnung des Verfahrens die Parteien persönlich in den Gerichtssaal zu laden und erst, wenn die Sache dort unter dem frischen Eindruck lebendiger Menschen geprüft sei, die Bestallung von Anwälten und den Beginn des schriftlichen Verfahrens zu gestatten. Dieser Rath wurde, als unpraktisch, abgewiesen. Woher, hieß es, sollten so überbürdete Richter dann wohl die Zeit zur Wahrung familiärer Interessen nehmen? Ich rieth ferner, mit Gefängnißstrafe Jedem zu bedrohen, der erweislich in böser Absicht einen Prozeß beginnt, vielleicht, um durch irgend eine Lücke des Gesetzes zu schlüpfen. Wieder abgewiesen. Wodan sollten die Pu-To-Shis dann wohl leben? Mein dritter Vorschlag, sie nach dem selben Modus zu honoriren wie die Aerzte, sie also nur für die Prozesse zu bezahlen, die sie durch Ueberredung oder durch gütliche Vereinbarung verhüten hätten, fand noch weniger Beifall. Dann, sagte man, läme es überhaupt zu keinem Prozeß mehr und die Richter würden brotlos.

Nun wußte ich keinen Rath mehr und klagte dem Mikado mein Leid. Der lächelte schlau und sagte, meine Reformpläne schienen ihm vortrefflich, würden aber erst durchbringen, wenn sie Etwas vorschlägen, das den Pu-To-Shis höheren Vortheil verprieße als die geltende Prozeßordnung; jeden anderen Plan würden sie, denen die schlechte, langsam arbeitende Rechtsmaschine reichen Gewinn bringe, sicher zu vereiteln wissen. Da kam mir ein neuer Gedanke. Eine Prozeßbörse schwebte mir vor. Auf diese Börse geht Jeder, der einen Rechtsstreit hat, und verkauft seine Chancen dem Meistbietenden. Dieser Vorschlag wurde für eine Probezeit von sechs Monaten angenommen; und ich darf behaupten, daß er in der bürgerlichen Rechtspflege Japans eine ungeheure Umwälzung bewirkt hat. Käufer waren Rechtskundige aller Art, Advokaten, pensionirte Richter oder Leute, die sich irgendwie einmal mit dem Jus abgegeben hatten. Bald tauchten Prozeßmakler auf und ein Prozeßhandelsverein entstand, der täglich einen Kurszettel angab. Da waren sämmtliche Prozeßchancen des Tages nebst der allgemeinen Tendenz notirt. Für die Anwälte wars eine köstliche Zeit.

Ich will Ihnen ein Beispiel vorführen. Nehmen wir an, Ihr Grundstück werde von einem breiten Graben bewässert, den Ihr Nachbar eines Tages austrocknen läßt. Sie sind dadurch natürlich geschädigt, sind aufs Trockene gesetzt und bringen Ihren Grabenprozeß an die Börse. Sachverständige prüfen dort die Akten, berechnen

die Gewinnchancen und kaufen Ihnen den Schadensersatzanspruch, wenn er haltbar scheint, gleich an Ort und Stelle ab. Wird die Sache von den Börsenkundigen als wichtig angesehen, so bekommen Sie für die Abtretung Ihres Anspruches vielleicht eine Summe, die den Schaden doppelt und dreifach ersetzt. Der Käufer verläßt sich eben auf seine glatte Zunge oder auf eine große Zeitung. Die wird die würdevollste Bonität der Forderung dann so lange rühmen, bis ein harmloser Provinziale, der seinen Sparpfennig an der Prozeßbörse hecken lassen will, auf das Geschrei hereinfällt und dem ersten Käufer noch viel mehr bezahlt, als Sie erhalten haben. Merkt der zweite Käufer später, daß er überbaldelt wurde, so muß er einen noch Dümmeren suchen oder die Forderung mit Verlust verkaufen, um die Sache endlich loszusein. Auf diese Weise gingen die Forderungen von Hand zu Hand und es käme niemals zu einem Prozeß. Sie könnten auch, nach allerlei Preisschwankungen, eine vor Monaten vielleicht theuer verkaufte Erbschaftforderung in Baisszeiten zu einem Spottpreis wiedererwerben.

Nur einen Fehler hatte mein System: es ermöglichte einen schwindelhaften Handel. Man that bald, als führe man Prozesse, die man in der Wirklichkeit gar nicht führte; nur auf die Chancenberechnung von Gewinn und Verlust kam es an. A. stellt sich meinerwegen, als müsse er einen Prozeß gegen B. führen, der sich, trotzdem er noch minderjährig war, für mündig ausgegeben und von A. ein Darlehen erhalten hat, das nun aus einer Erbschaftsmasse zurückgezahlt werden soll. Das Darlehen ist in der Wirklichkeit nie gegeben, eine Erbschaft weder angetreten noch zu erwarten. Man spekulirt nur. Die Forderung kommt an die Börse. Je nach dem Rath der Juristen wird darauf geboten. Zuerst kauft C. sie, dann D; und so weiter. Manchmal kommt gar nicht zum Prozeß und der letzte Erwerber bleibt mit seiner werthlosen Forderung sitzen. Dieser Schwindelprozeßhandel nahm so zu, daß eine Kommission gewählt wurde, um dem Unwesen zu steuern. Sie ließ nach langwieriger Berathung den folgenden Beschluß ergehen: Jedes Prozeßstück, das an die Börse gebracht wird, muß das Datum des Verfalltages tragen. Ist dieser Tag da, so entscheidet die Kommission, wer den Prozeß gewonnen, wer verloren hat. Der Verlierer hat dem letzten Besitzer der Prozeßhandelsantheile den Schaden zu ersetzen und die Gerichtskosten zu vergüten.

Ich war glücklich über diesen Verlauf der Dinge und hat den Mikado, nicht etwa einzugreifen. Dazu hatte ich guten Grund. Die Rechtspflege war nun einmal, unter Zustimmung der Pu-To-Shis, zu einem Hazardspiel geworden. Das sah nun Jeder. Jetzt konnte ich mit meinem großen Reformplan hervortreten, der alles Alte, Bewährte, sorgsam beibehielt und nur die überflüssigen Pu-To-Shis und sonstige Mittelpersonen abschaffte. Ich gab Tokio die kaiserliche Houlette für bürgerliche Rechtspflege. Wer einen Prozeß begann, ging mit seinem Gegner ins Justizgebäude, wo die Richter vor einer großen Houlette saßen. Sie waren wie Croupiers gekleidet und ließen sich von den beiden Parteien zunächst Farbe und Einsatz nennen. Dann wurde gedreht, Rouge oder Noir gewann und der Gewinner bekam vom Gerichtshof den Einsatz. Natürlich rasten die um ihre Melkkuh gebachten Pu-To-Shis. Aber ich hatte die öffentliche Meinung für mich. Die sah sehr bald ein, daß man an der Prozeßhoulette schnell und billig zu seinem „Recht“ kam und daß sich gegen früher der Zustand sicher nicht zum Nachtheil der Rechtsucher geändert hatte. Früher gewann der Richter des ge-

schicktesten, also auch theuersten Pu-Lo-Shi den Prozeß; jetzt kam's nur darauf an, die richtige Farbe zu treffen. Und früher dauerte ein Zivilprozeß Monate, oft Jahre lang, während sich jetzt das Schicksal eines Menschen im Buchstabeninn des Wortes im Handumdrehen entschied "

Ich fragte, ob er sich seiner Reform lange gefreut habe. Der große Arzt goß sich die letzte Euphrosyne ein, die in dem Kristallfeliß funkelte wie ein goldenes Abendwölkchen am Horizont. Er läßte das Glas, schüttelte den Kopf und sprach: „Die Pu-Lo-Shis sind mächtig im Lande des Mikado. Sie behaupteten, das Hazardspiel sei unsittlich und deshalb von Staates wegen zu verbieten. Nach drei Monaten wurde die alte Zivilprozeßordnung wieder eingeführt und ich vom Mikado aus dem Lande der Träume und der Geißlas verbannt . . . Es ist eben immer die alte Geschichte. Mag es sich um Jura oder um Medizin handeln: kein Sterblicher, nicht einmal ein Genie meines Schlages vermag auf die Dauer gegen den Strom zu schwimmen . . . Na, trink mal aus, mein Junge, trink!“ Und der große Trinkkünstler füllte die feingeschliffenen Gläser.

Amsterdam.

Bernard Cantor.



## Durch!

**D**ehre Dich, Hundsott, der Kampf bricht an!  
 „Ziehe vom Leder, sieh Deinen Mann;  
 Denke jetzt nicht an heimliche Dinge,  
 Decke Dich gegen die bligende Klinge  
 Oder Dich trifft, der Ehre blos,  
 Der Todesstoß!“

So ruft das Leben. Nun wohl; heran,  
 Schaar der Feinde, hier Euer Mann!  
 Sollt mich nicht sehn in Noth verzagen,  
 Will es mit Tod und Teufel wagen  
 Für meine Fahne im Lebenskrieg;  
 Durch Kampf zum Sieg!

Ob Ihr auch hitzig mir zugeseht,  
 Habe erworben zuguterleht  
 Doch Vertrauen zu meiner Klinge  
 Und den Troh, mit dem ich erzwinde  
 Mir zum Glücke den eigenen Pfad  
 Durch markige That.

Drum, meine Seele, im Lebenskampf  
 Mitten in Qualm und Koffegekampf  
 Laß Dir nimmer den Sternenglauben,  
 Nie die helle Begeisterung rauben;  
 Kämpfe Dich durch ohne Raß und Ruh  
 Dem Siege zu!

früh Bley.



## Selbstanzeigen.

**Tropenkoller.** Ein Kolonialroman. Richard Sattler in Braunschweig.

Ich bekenne ganz offen, daß mein Buch ein Tendenzroman ist, mit dem ganz bestimmten Zweck, eine Krankheit, die sich immer mehr auszubreiten droht, psychologisch zu erklären. Man hörte in den letzten Jahren bald von da, bald von dort, aus den verschiedenen Kolonien aller Nationen von den unglaublichsten Grausamkeiten. Immer, wenn eine solche Nachricht nach Europa kam, ging ein Schrei der Entrüstung durch das Publikum. Aber das selbe Publikum beruhigte sich auch immer ziemlich rasch wieder, sobald nur der „Verbrecher“ seine Strafe erhalten hatte. Mir fiel bei Alledem nun eine merkwürdige Erscheinung auf, ein Unterschied zwischen diesen afrikanischen Verbrechern und denen, die wir bei uns zu sehen gewohnt sind. Mir fiel auf, daß unser Kaufbold, unser Totschläger, unser Mörder — wenn er nicht auf Raub ausgeht — doch meist in einem Affekt handelt, während der Tropenkollerige mit Vorbedacht, mit scheinbar kühler Berechnung vorgeht und häufig sogar seine Grausamkeiten unter dem Deckmantel des Rechtes in Form einer Bestrafung begeht. Und dann fiel mir noch ein Unterschied auf. Während nämlich die Masse der Kaufbolde, der Totschläger, der Mörder sich meist aus den untersten Schichten des Volkes rekrutirt, in denen Unbildung, Gemüthlosigkeit, Roheit und Alkoholismus jedenfalls zu den häufigeren Erscheinungen gehören, rekrutiren sich die vom Tropenkoller Befallenen zu einem großen Theil aus Kaufleuten, Beamten, Offizieren, also aus den höheren Ständen. Bei flüchtiger Betrachtung könnte man nun meinen, daß es sich hier um besondere Verbrechernaturen handelt, die es ja zweifellos in den höheren Ständen eben so giebt wie in den niederen. Aber bei genauerem Zusehen konnte diese Auffassung doch nicht Stand halten. Denn — so sagte ich mir — alle diese Leute sind ja doch erst in verhältnißmäßig reiferen Jahren nach Afrika gekommen. Sie haben, als Kaufleute, Beamte, Offiziere, in der Heimath ihre Laufbahn begonnen, und wenn bei ihnen eine besondere verbrecherische Veranlagung vorhanden gewesen wäre, so hätte sie sich doch schon in der Heimath, wenn auch nur durch Kleinigkeiten, zeigen müssen. Wäre Das aber der Fall gewesen, dann hätte man gerade solche Leute nicht auf immerhin verantwortungsvolle Posten gestellt. Wenn aber keine besondere verbrecherische Veranlagung vorhanden war, so entstand die Frage, wie es möglich ist, daß Leute von guter Erziehung und guter Familie, Leute, die im gesellschaftlichen Verkehr mit Damen, älteren Frauen und jungen Mädchen, in Berührung kamen und zu Haus in ihrem Beruf ihre Pflicht und Schuldigkeit thaten, — daß solche Leute, aus ihrer Heimath nach Afrika versetzt, nun plötzlich Grausamkeiten, Roheiten und Bestialitäten begehen, wie sie nicht einmal den Bagabunden, Strolchen und Verbrechern unserer Heimath in den Sinn kommen.

Um diese Frage zu beantworten, muß man meiner Meinung nach von dem speziellen Fall des Tropenkollers absehen und die menschliche Natur als Ganzes betrachten. Ich glaube, daß die Grausamkeit — richtiger gesagt: die Freude an der Grausamkeit — eine allgemeine Eigenschaft ist, die in uns Kulturmenschen nur durch die Erziehung allwählich unterdrückt wird. Dazu kommt noch Etwas: Herrschsucht. Man schaue sich doch nur ein Kind an, das noch nicht „er-

zogen", noch nicht von seinen Erziehern bezwungen ist. Die sichtbarste Eigenschaft eines solchen Kindes ist immer Ungehorsam. Ungehorsam ist doch aber (schließlich) nichts Anderes als der Wunsch, seinen Herrn über sich zu haben, das Verlangen nach Macht über sich selbst; und von da bis zu dem Verlangen nach Macht über Andere, bis zur Herrschsucht, ist gewiß nur ein Schritt. Dieses Verlangen wird eben durch Erziehung und Kultur unterdrückt, bringt aber gewiß immer wieder durch und muß immer von Neuem entweder durch Andere oder von innen heraus unterdrückt werden. Da ist es nun ganz natürlich, daß ein Mensch, je weiter er sich von unserem System des Zwanges entfernt, je freier er wird und je größer seine Machtvollkommenheit scheinbar ist, auch um so weniger Veranlassung haben wird, seinen Wunsch nach Macht, seine Herrschsucht zu zügeln. Das trifft besonders auf die Leute zu, die in die Kolonien gehen. Sie entfernen sich aus ihrer gewohnten Umgebung, sind von allen Einwirkungen der Kultur abgeschnitten und gebieten plötzlich einer fremden Rasse, die dem stolzen, überfeinerten Europäer vielleicht noch geringer an Werth scheint, als sie in Wirklichkeit ist, und die ihn oft durch ein demüthiges, fast kriecherisches Wesen in dem Glauben an seine unumschränkte Macht noch bestärkt.

Wenn ich nun zu behaupten scheine, daß zum Tropenkoller eine besondere Voranlage nicht gehört, so könnte man mir freilich mit vollem Recht einwerfen, daß ja doch thatsächlich nur ein verhältnißmäßig kleiner Prozentsatz der in den Tropen lebenden Europäer wirklich vom Tropenkoller befallen wird. Ich gebe auch zu, daß eine Voranlage nothwendig ist. Doch glaube ich, daß diese Voranlage nicht nur mit dem Wunsch nach Macht, nicht nur mit Herrschsucht, nicht einmal nur mit absoluter Roheit und Grausamkeit Etwas zu thun hat, sondern ich glaube, daß diese Voranlage in erster Linie auf einer sexuellen Perverrität beruht. Ich glaube, daß Jeder, absolut Jeder, der in die Tropen kommt, in höherem oder geringerem Grade dem Wunsch nach Macht, der Herrschsucht ausgesetzt sein wird; ich glaube aber, daß diese Herrschsucht den Tropenkoller nur in Denen bewirken wird, die zu sexueller Perverrität veranlagt sind. Richtiger: ich glaube, daß nur die Menschen im Stande sein werden, ihren Wunsch nach Macht, ihre Herrschsucht erfolgreich zu bekämpfen und zu unterdrücken, die nicht sexuell pervers veranlagt sind.

Diese Anlage zur sexuellen Perverrität ist nun allerdings nicht immer oder fast nie dem ersten Blick erkennbar; sie ist aber viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich glaubt. Eine mir befreundete Dame erklärte bei der Schlangenfütterung, als sie das Kaninchen in Todeszuckungen sah, ein „angenehmes Gruseln“ zu empfinden. Das selbe angenehme Gruseln empfinden die Spanier bei ihren Stierkämpfen. Nur Wenige wissen aber, daß dieser Kettenzitter in letzter Linie identisch oder doch eng verwandt mit sexueller Perverrität ist. Ein zum Sabinismus veranlagter Mensch ahnt von solcher Veranlagung oft selbst nichts. Nun sieht aber dieser Mann in den Tropen eine Auspeitschung, die er bisher nur aus Bildern gekannt hat: und zum ersten Male verbichtet sich das „angenehme Gruseln“ zu einem wirklich ins Bewußtsein tretenden sexuellen Genuß. Von diesem Augenblick an ist er seinem Schicksal verfallen. War er zuerst nur aufgeregt, wenn er eine Roheit mit ansah, so begeht er nun selbst die Roheiten, um sich aufzuregen. Je mehr Gelegenheit er dazu hat, um so leichter wird sich diese Krank-

heit entwickeln; und wenn es auch an solchen Gelegenheiten, wie der Fall mit den Kindern des Bankdirektors Koch zeigt, sogar in unserem lieben Europa nicht fehlt, so bietet sie sich doch in den Tropen, fern von der Kultur, fern von der bringenden, doch immer eine gewisse Aufsicht über den Gesellschaft wesentlich öfter.

Welche praktischen Schlussfolgerungen nun aus dieser Erkenntnis zu ziehen sind: Das zu beurtheilen, überlasse ich Anderen. Vielleicht irre ich. Jedenfalls ist das Thema für alle Kolonien besitzenden Völker so wichtig, daß ich schon zufrieden sein dürfte, wenn ich mit meinem Roman und diesem Nachwort auch nur ein Weniges zur Klärung beigetragen vermöchte.

Wien.

Henry Wenden.



**Der russisch-japanische Krieg und Solowjew's „Kurze Erzählung über den Antichristen“.** Saarbach's News Exchange, Mainz und Leipzig. 1,60 Mark.

Meine Schrift zerfällt in zwei verschiedene Theile, von denen nur der erste, „Der russisch-japanische Krieg“, aus meinem eigenen Hirn hervorgegangen ist. Beim zweiten Theil ist meine Arbeit nur die des Uebersetzers. Aber diesen zweiten Theil, diese „kurze Erzählung über den Antichristen“, deren Verfasser der jetzt schon verstorbene Dichter-Philosoph Wladimir Solowjew ist, betrachte ich als den allerwichtigsten und lehrreichsten Theil meiner Schrift und steue mich, das interessanteste Werk des russischen, in Deutschland noch gar nicht bekannten Denkers ins Deutsche übersezt zu haben. In Deutschland würde Solowjew großen Anklang finden und neuen Stoff zum Streit und zur Versöhnung moderner Denkströmungen bieten, wenn seine gedankentreichen Werke, die jetzt in acht Bänden in Rußland gesammelt erschienen sind, ins Deutsche übersezt wären. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1900 erfolgte, ließ Solowjew sein letztes Werk erscheinen: „Drei Vespäche über den Krieg, Fortschritt und Ende der Weltgeschichte, mit kurzer Erzählung über den Antichristen“. In der Form eines Meinungsaustausches, der den Dialogen Platos ähnelt, läßt er die ethischen Auffassungen und Werthschätzungen zum Ausdruck kommen. Der Hauptstreitpunkt ist der Krieg. Einer der Mitsprechenden, ein Fürst, vertritt die Ansicht Tolstois, daß der Krieg von allen ethischen und religiösen Standpunkten aus verwerflich ist. Der zweite, ein General, und der dritte, ein Herr „unbestimmten Alters und unbestimmter sozialer Lage“, sind anderer Meinung. Der Dritte trägt die „kurze Erzählung über den Antichristen“ vor, um zu beweisen, daß der Prozeß der Weltgeschichte mit Krieg begonnen hat und mit Krieg enden wird. Den Krieg beim Abschluß der Weltgeschichte stellte sich Solowjew in der Art eines gewaltigen Zusammenstoßes zwischen der mongolischen und der europäischen Welt vor. Diesem letzten Werk Solowjew's habe ich nur die „kurze Erzählung über den Antichristen“ entnommen, weil in ihr der russisch-japanische Krieg als Anfang des großen Zusammenstoßes vorgeahnt ist. Mit meinem eigenen Aufsatz verfolge ich nur einen Zweck: den, mit realpolitischen Gründen und Möglichkeiten zu begründen, was von Solowjew nur dichterisch oder prophetisch angedeutet war.

Nikolaus Melnikow.



## Sommernachtstraum.

**W**enn ich der Sultan oder gar der Papst wäre, wüßte ich mir was Besseres, als bei der Hitze, die uns in diesem Juli beschieden war, im Hildiz-Riosk auf den Teppichen herumzukauern oder im Vatikan frommen Pilgern den Segen zu spenden. Und wenn ich jüngerer Partner von Mendelssohn & Co. wäre oder den rühmlich bekannten Namen des Rittmeisters Eugen Landau trüge, würde ich sicher nicht mittags, im heißesten Sonnenbrand, die Berliner Börse aufsuchen. Doch der Geschmack ist eben verschieden; eine ewige Wahrheit, die jeden Streit überflüssig macht. Thatsache ist, daß bis zum Ende der vorletzten Juliwoche weder Mendelssohn der Jüngere noch Eugen Landau das Bedürfniß zu empfinden schienen, der Backstube, in der allmüttiglich die Kurse bereitet werden, zu entschiehen; und ihre vergnügte Niene ließ erkennen, daß ihnen der Börsenbesuch auch bei hohem und höchstem Thermometerstand kein Opfer ist. Vielleicht hat ein moderner Arzt, der von Badefuren nicht viel hält, ihnen diesen Aufenthalt statt der Reise nach Marienbad verordnet. Die weißen Beinkleider des Herrn von Mendelssohn und die mähige Diät des Herrn Landau würden in einem böhmischen Bad jedenfalls weniger auffallen als in der Burgstraße. Einerlei: die Zurückgebliebenen wissen diesmal wenigstens, warum sie noch in Berlin schweben. Saison morto? Die Börse ist ungemein lebendig. Schon die Hibernia-Hausse konnte einen ganzen Haufen Toter zum Leben erwecken. Und auch sonst fehlte es den Nerven nicht an mehr oder minder angenehmem Nizel. Außer der Hibernia-Bewegung, dem Leitmotiv der sommerlichen Extravorstellung, hatten wir bisher schon — und noch ist kaum die Hälfte der Ferien vorüber — die Affaire De Hessele und die Affaire der „Malakka“, also einen deutschen Finanzskandal mit Flucht und Staatsanwalt und eine internationale Verwicklung mit Noten und Interpellation. Dabei kam der Kurs der englischen Konsols ins Wanken wie eine Blausacke, die, um dem Sturm trohen zu können, eine ganze Ladung alkoholischen Muthes zu sich genommen hätte. Für den knappen Raum zweier Hochsommerwochen konnte Das jedem Anspruch genügen.

Nummer Eins: De Hessele in Aachen. Seit dem Fall Terlinben waren Jahre verstrichen; man durfte deshalb, ohne Provinziale genannt zu werden, die aachener Neueinstudirung mit vollkommen neuer Ausstattung als Premiere gelten lassen. Der Fall De Hessele wurde denn auch, obwohl sich um eine relative Betrügerei handelt, als Spektakelstück hingegenommen. Wer wagt, in dieser Jahreszeit mehr zu fordern? Man konnte rügen, warnen, lehren, trauern (daß es so weit gekommen), frohlocken (daß es nicht noch weiter gekommen war); man konnte höchst moralisch sein. Leider waren die Hauptpastoren, die bei solcher Gelegenheit die Menge mit guter Lehre und harter Bußpredigt zu erbauen pflegen, gerade auf Urlaub gegangen. Unser Glück war also nicht vollkommen. Immerhin waren die *di minorum gontium*, die sich auf die leeren Kanzeln geschwungen hatten, redlich bemüht, die Lücke nach besten Kräften auszufüllen; und so erhielten wir manchen schulmeisterlichen und manchen erbaulichen Rath. Rathschläge, aber keinen Vorschlag; den Muth, ein radikales Mittel zu empfehlen, hatte Niemand. Da im aachener Fall De Hessele wieder einmal der Auffichrath durch Leichtsinm gesündigt hatte, konnte man vorschlagen, das Institut des Auffichrathes ganz

abzuschaffen und die Kontrolle der Aktiengesellschaften künftig einem gut bezahlten, von Revisoren unterstützten Sachmann zu überlassen. Vielleicht fürchteten die Leute, denen solche Gedanken durch den Kopf gingen, als unheilbar geisteskrank nach Dalsdorf eingeliefert zu werden; noch immer, trotz allen Blamagen der letzten Jahre, glaubt ja die Menze in blinder Zuversicht an die Wirksamkeit des Aufsichtsrathes, der doch nur in recht seltenen Fällen eine ernst zu nehmende Aufsicht führt. Und wer vermöchte unter dem Hundstern alte Vorurtheile zu entwurzeln und die Menschen zu überzeugen, daß bei einem schlechten Direktor der ehrlichste Aufsichtsrath eben so wenig nützen, wie ein schlechter Aufsichtsrath bei einem guten Direktor schaden kann? Natürlich nahen sich auch Niemand die Mühe, bei diesem Anlaß vom Wesen geschäftlichen Betruges eine ausreichende Definition zu geben. Was ist im geschäftlichen Leben, namentlich im Bereich der Finanz denn Betrug? Alles, Ihr Herren, wobei man erwischt wird. Alles, was es auch sein mag. Aber nichts Anderes, wie schlimm es auch sein mag. Aber man wird im Sommer doch nicht alle ethischen Winterbegriffe, bei denen sich so mollig lebt, durch Skeptizismus zerbeißen lassen. Drum bleibt es dabei: Herr Dr. Hessele war von vorn herein ein raffinirter Betrüger, dessen Jugend die Graubärte der Banken blendete und bewog, ihm sein ledernes Handwerk zu vergolden; gegen solche Teufelskerle ist kein Kraut gewachsen. Ein prächtiger Stoff für ein Schauerstück: der in der Diebesherberge aufgewachsene Schurke im Frack, der sich unter die ahnungslosen Biederländer schleicht und da seine Giftsaat austreut. Wenn Dr. Hessele gefaßt werden sollte, wird er hart bestraft werden, vielleicht sogar die Ehrenrechte verlieren. Denn beim Kommerzienrath Schulz war's, Bauer, bekanntlich ganz was Anderes. Und doch war Hesselles größtes Verbrechen, daß ers zum Krach kommen ließ. Das verzeiht ihm der Schaaffhausensche Bankverein nie und nimmer. Wenn der Hüntefabrikant den Skandal vermeiden hätte, wäre über die Sache zu reden gewesen. Warum stets den Staatsanwalt bemühen? Wenn die Konfordiahütte der Firma Vossen in Vendorf vom Syndikat Ausfuhrvergütungen für Roheisen bezieht, das angeblich ins Ausland gegangen, thatächlich aber im Inland geblieben ist, so erlebte sich solche „Inkorrektheit“ ohne hochnothpeinlichen Prozeß auf dem stilleren Weg eines Vertragspönales. Der öffentliche Ankläger ist im Allgemeinen bei dem geschädigten Theil nicht viel beliebter als bei dem Objekt heiligen Prokuratorenzornes. Schön und erfreulich bleibt der aachener Fall trotz Alledem. Er gab Stoff zu zahllosen Artikeln und bewahrte die deutsche Welt vor der übligen Julilangeweile.

Nummer Zwei war hochpolitisch. Ein seltenes Vergnügen. Die Börsen sind so lange schon nicht mehr gewöhnt, dem Schritt der Weltgeschichte als Resonanzboden zu dienen, daß sie kaum noch neugierig auf das Werden politischer Ereignisse blicken. Was nützt alle Voraussicht, wozu helfen die besten Informationen, wenn man risikirt, selbst bei unzweideutigen Vorgängen das Gegentheil Dessen zu thun, was dann der Markt unternimmt? Ob Port Arthur fällt oder nicht fällt: wenn der Gewährsmann nicht gleich auch zu sagen vermag, ob die russischen Werke mitfallen werden — was noch gar nicht ausgemacht ist —, so ist die ganze Weisheit dem Börsianer keinen Schuß Pulver werth. Die Malakka-Affaire brachte endlich wieder einmal ein Bißchen Spannung. Haberd zwischen England und Rußland: Das wäre ein Bißchen gewesen. In perverter Luft

leckten manche Baissiers schon die Lippen. Es wäre zu schön gewesen; es hat nicht sollen sein. Und der Kohlenaktientummel war doch von geringerer Wirkung.

Nummer Drei. Noch wird weitergekauft. Hibernia-Aktien hatten Montag schon den Kurs von 20 überschritten. Der Schaaffhausensche Bankverein, der sich nicht berufen fühlt, einen Theil seiner flüssigen Mittel dadurch zu binden, daß er den abgestürzten Hesse-Aktionären wieder auf die Beine hilft und die Aktien zurücknimmt, die er ihnen einst preisend mit viel schönen Reden empfahl, stand der allirten Dresdenerin bei ihren mysteriösen Hibernia-Käufen natürlich treu zur Seite. Dennoch durfte man ohne Bedenken der Versicherung seiner Börsenvertreter glauben, sie wüßten selbst nicht, was vorgeht. Sie wollten zwar so thun, als wüßten sie trotzdem; aber diese Pose überzeugte mich nicht. Herr Konsul Gutmann ist nicht der Mann leichtsinniger Vertraulichkeit. Auch darin strebt er dem großen Muster Bismarck nach, dem er sich gern vergleichen läßt. Wahrscheinlich wußte außer ihm, der in Karlsbad auf der Lauer lag, von den *figure heads* des dresdener Concerns Niemand Bescheid. Um so geiler war die Börse; sie blähte die Näster und witterte doch immer noch nicht, was da werden wolle. Wird die Verstaatlichung oder ein gewaltiger Trust der deutschen Bergwerke vorbereitet? Wer mit Röntgenstrahlen in die Psyche des Konsuls Gutmann hineinleuchten könnte! Leider fehlt noch der dazu nöthige Apparat; also mußte man andere Mittel versuchen. Ein Börsenblatt, das von einer geschickten Feder bedient wird, erhielt den Auftrag, alle — auch die entferntesten — Möglichkeiten zu erörtern, um Herrn Gutmann das große Geheimniß zu entlocken, und, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, jede der diskutirten Möglichkeiten auch gleich in Grund und Boden zu schreiben. Die Würmer aus der Nase gleßen. Und den Beuten kräftig in die dunkle Suppe spucken. Ein Auftrag, der einem geärgerten Konkurrenten der dresdener Gruppe wohl zuzutrauen wäre. Erfolg hat der papierne Feldzug bisher aber nicht gehabt. Schließlich kam nur eine Kapitalerhöhung der Hibernia heraus. Am Ende hat Herr Gutmann gar die ganze Börse gefoppt und hinter dem Mysterienspiel steckte nur eine gewöhnliche Spekulation. Das wäre der passendste Schluß eines Sommernachtsstraumes. Die Börse hätte dann ihr aufregendes Vergnügen gehabt, behielt diesen Sommer in angenehmer Erinnerung und könnte im Herbst, wenn das ernsthafteste Geschäft wieder anfängt, sich mit der Gewißheit trösten, daß die Welt noch genau auf dem selben Fleck steht wie vor dem Beginn der Toten Saison, die anno 1904 so viel warmes Leben heuchelte. Doch kann es auch anders kommen. So unwahrscheinlich schon vor dem Dementi das Gerücht von dem Riesenrust klang — dem die Einigung kaum geringere Schwierigkeiten bereiten würde als die Finanzierung: — die Verstaatlichung der Montangewerbe ist durchaus nicht undenkbar. Wurmkrankheit, Stilllegung minder einträglicher Zechen, gelsenkirchener Typhus, Arbeiterunruhen: diese und ähnliche Erscheinungen könnten eine vorausschauende Regierung wohl zu dem Entschluß treiben, auf diesem wichtigsten Gebiet mit der Privatwirthschaft aufzuräumen. Und Herr Müller könnte mit Herrn Arnhold über den Preis einig geworden sein. Könnte. Ist aber der Glaube, unsere liebe, bequeme Regierung plane eine große Aktion, nicht auch nur die Ausgeburt eines Sommernachtsstraumes?



## Notizbuch.

**S**lupia, ein Dorf im posenschen Kreis Rawitsch, wurde am neunten Juli von einer Feuersbrunst heimgesucht. Da die Flammen schon in den Morgenstunden die Telegraphen- und Telephonleitung zerstört hatten, kam erst mittags zureichende Hilfe; und da war nicht mehr viel zu retten. Siebenzig Gebäude, Rinder, Schweine, Geflügel, fast die ganze bewegliche Habe der Dorfbewohner verbrannt. Im „Geselligen“ las ich darüber: „Auf freiem Feld kampiren mehrere hundert Menschen, die nun obdachlos sind. Fast Niemand ist mit Haus, Hof und Mobiliar versichert, so daß die Leute mit ihrer Familie vor dem Ruin stehen. Alt und Jung ist kopflos. Alles jammert, betet, schreit. Herzhafte und entschlossene Männer stehen heute am Schutthaufen ihrer Scholle und weinen wie Kinder. Da auch sämmtliche Lebensmittel ein Raub der Flammen wurden, ist die Noth doppelt groß.“ Durch das eifrige Bemühen des Landrathes ist sie wohl ein Wenig gelindert worden. Doch die Unglücklichen hatten von einer höheren Instanz Trost und Hilfe erwartet; von der höchsten im Land: vom König. In dem selben graubengier Blatte, dem ich die Schilderung des Uebels entnahm, wurde gefragt: „Haben denn die verantwortlichen Rathgeber Seiner Majestät keine so scharf ausgeprägte Vorstellung von dem Umfang und Inhalt ihres Pflichtenkreises, daß sie klar ermessen können, wie wichtig, wie nothwendig es für einen König und Landesvater ist, in den Stand gesetzt zu sein, schnell und ausreichend sich über Nothzustände im eigenen Land zu unterrichten?“ An Kalesund und Wylstiten wurde erinnert; noch an einen dritten Brand, den des Bazars in der Rue Jean Goujon, konnte erinnert werden. Für Kalesund wurde Ballins Hamburg-Amerika-Linie und der Lloyd mobil gemacht, der Kaiser gab zehntausend Mark und bald waren für die Abgebrannten so große Summen, so riesige Vorräthe zusammengebracht, daß die Kalesunder den Segen kaum noch zu bergen wußten und zu faulenzgen, zu hadern anfangen. Den russischen Grenzrecken Wylstiten suchte der Kaiser, der in Nowintzen von dem Brand gehört hatte, selbst auf; ritt in der Uniform seines wiborger Grenadierregimentes auf dem Markt und sprach zu den Einwohnern, Polen und Juden, die ein Ukas des Isprawnik versammelt hatte: der Zar habe von ihrem Unglück gehört, lasse ihnen sein „herzliches Mitgefühl aussprechen“ und sende, „als Zeichen seiner landesväterlichen Fürsorge“, fünftausend Rubel. „Ihr ersieht hieraus, wie das Auge Eures erhabenen Landesvaters bis an die Grenzstädte seines großen Reiches reicht und wie sein gütiges, warmes Herz für seine noch so entfernten Unterthanen schlägt.“ So sprach Wilhelm der Zweite; und hatte das Geld gleich mitgebracht. Auch nach Paris, wo von einem Nothstande doch nie die Rede sein konnte, sandte er sofort zehntausend Francs. Und Slupia, das dem König von Preußen doch näher liegt als Kalesund, Wylstiten und die Goujonstraße? Nichts; keine Depesche, kein Geld. Um die Gemüther zu schwächtigen, wird auf die Thatfache hingewiesen, daß der Kaiser an der norwegischen Küste ist. Stimmt. Auf Reisen ist er ja aber nicht ganz selten; und wir möchten doch hoffen, daß er auch dann erfährt, was in der Heimath geschieht. Ist eine schnelle und zuverlässige Information des Königs unter den jetzigen Verhältnissen nicht möglich, dann sollte man daran denken, nach österreichischem Muster die Stellung eines Ministers a latore zu schaffen, der den Monarchen immer begleitet und während der Reisezeit für alles Thun und Unterlassen des Herrn die politische Verantwortung trägt. Das wäre ein Posten für den lebenswürdigen Planderer, der zu jagen pflegt, er sei nur der Manager Seiner

Majestät, hindere aber mehr, als die Krüger ahnen. Der hätte gewiß auch das Telegramm an die Wiborger verhindert. Doch jetzt brauchen wir zunächst ein Beileidszeichen für die Leute von Slupia, die auch gern den Beweis haben möchten, daß „das Auge ihres erhabenen Landesvaters bis an die Grenzstädte seines Reiches reicht.“

Der alte Paul Krüger ist gestorben. Noch einmal vernahmen wir, er sei, als Mensch und als Staatsmann, eine flecklose Idealgestalt gewesen. Einer, der ihn während des Burenkrieges in der Nähe sah, der österreichische Abgeordnete Graf Adalbert Sternberg, sagte in der wienener „Wage“: „Krüger war nie etwas Anderes als ein Bauer, der die normale Bauernschlaueit in höherem Grade besaß und alle guten und schlechten Eigenschaften der deutschen und französischen Bauern hatte. Als Staatsmann war er schwach. Ich muß ihn unwillkürlich mit Stein vergleichen, der kein Sur im wahren Sinn des Wortes ist, aber ein glänzender Staatsmann. Krüger vertrat keine Opposition und keine Belehrung. Er glich einem Granitblock und jede Diplomatie war ihm fremd. Sein System war ein System der größten Korruption und des weitestgehenden Nepotismus. Wie gewisse Großbauern in der Gemeinde und im Bezirk wirtschafteten, so wirtschaftete er in Transvaal. Alle Staatsfarmen wurden an Verwandte und nahe Anhänger vertheilt, fünfundsiebzig Söhne, Enkel und Verwandte waren in Staatsstellen untergebracht. Mit Konzessionen und ähnlichen Regierungsbegünstigungen wurde von Kindern und Enkeln ein schwunghafter Handel getrieben. Die Unzufriedenheit darüber war im Lande so groß, daß mir von allen Seiten gesagt wurde, nach dem Ende des Krieges würde Krüger nicht wieder zum Präsidenten gewählt werden. Der Kandidat war Wollmarans. Aber abgesehen von dieser Schwäche, die ja eine allgemeine Bauernschwäche ist, war Krüger ein ganzer Mann, einer von denen, wie die Völker sie brauchen.“ Der so sprach, war kein Feind, war ein Bewunderer Krügers. Von den Deutschen, die am Vaal große Profite suchten und fanden, hörten wir immer, an jedem Geschäft, das man mit der Regierung machen wollte, an jedem Bahnbau, jeder Konzession müsse Ohm Paul Etwas verdienen; sonst werde nichts aus der Sache. Wir wollen dem Greis keinen Stein ins Grab nachwerfen, ihn aber auch nicht in den Rang der Nationalhelden erhöhen. Und uns nicht verschwagen lassen, Bismarck habe in Krüger seinen Meister erkannt. Der fromme Paulus war eine Persönlichkeit und ein ganzer Kerl. Aber er hat als Staatschef zu viel Geld verdient — wie viel mag er hinterlassen haben? — und seine einzige staatsmännische Aktion großen Stiles bestand in dem heroischen, aber unklugen Versuch, mit seinen paar Buren das britische Weltreich, das größte, das die Erde je sah, zu besiegen.

Herr Dr. med. et phil. Willy Hellpach schreibt mir aus Karlsruhe: „In seinem vortrefflichen Aufsatz über Kierkegaard hat Herr Karl Jentsch, den ich in der doppelten Eigenschaft als landeshuter Landmann und grundgescheiten Kopf verehere, der Auffassung Ausdruck gegeben, Nießsche sei am Inhalt seines Denkens wahnsinnig geworden. Leider scheint dieser früher landläufige Irrthum auch durch die von Noebius herausgegebene und sein interpretirte Krankengeschichte Nießsches nicht beseitigt worden zu sein; denn ich begegne ihm auf Schritt und Tritt. Dem gegenüber sei nun hervorgehoben, daß die klinische Irrenheilkunde heute, bei allen sonstigen Meinungsverschiedenheiten der einzelnen Forscher, die Möglichkeit einer Verleitung progressiv destruirender Psychosen aus dem Inhalt seelischer Erlebnisse ein-

müthig ablehnt; auch für gewisse paranoische Zustände macht, so viel ich sehe, nur Professor Freud in Wien eine Ausnahme von diesem allgemeinen Urtheil. Gar nun für die dementia paralytica, die Gehirnerweichung der Latinsprache, ist solche Ableitung wirklich nicht diskutabel; und an Paralyse ist Niepische zu Grunde gegangen. Moebius führt, mit der überwältigenden Mehrzahl der Fren- und Nervenärzte, die Paralyse (analog der Tabes) auf eine früher überstandene luetische Durchseuchung zurück, die bei Niepische ins Jahr 1866 zu setzen sein soll. Aber auch die wenigen Ärzte, die Alkoholismus, Ueberarbeitung, Erkältung und Aehnliches als Ursachen von Paralyse (und Tabes) festhalten, würden niemals annehmen, daß der intellektuelle Inhalt einer Denkarbeit zur Paralyse führen könne; höchstens die Intensität solcher Arbeit. Vielleicht helfen diese Zeilen dazu, dem chronischen Irrthum wieder ein Stück Boden abzugraben. Eine gewisse Sorte unwissender, aber der Phrase desto mächtigerer Literaten wird sich ja den Glauben nicht nehmen lassen; einen Mann wie Karl Jentsch aber würde die Schrift von Moebius („Das Pathologische bei Niepische“) sicher von seiner irrthümlichen Ansicht abbringen.“

Die Kirchenbauvereine sind nicht ganz so harthörig wie der Berliner Pflastklub; sie haben den Erben der Pommernbank zurückgezahlt, was sie von den Herren Schulz und Romeis erhalten hatten. Fast Alles. Die hübsche Summe von 175000 Mark. Herr Justus Bubbe, Schulzens Nachfolger, konnte noch 60000 Mark mehr haben, wollte sie aber nicht, weil er in den Blättern nicht den Beweis dafür fände, daß auch um diesen Betrag „die Pommernbank geschädigt worden ist.“ Er müßte Justissimus heißen. Daß auch die 60000 Mark von Schulz gezahlt worden sind, ist durch die beedete Zeugenaussage des Freiherrn von Mirbach festgestellt; übrigens ist die Taxe für den Kommerzienrathstitel, den Schulz, gegen den Willen der Kaufmannschaftsvorstände, ja auch erhielt. Und die 327358 Mark, deren Empfang der Oberhofmeister durch Quittung bestätigt, von denen er aber „nicht einen Pfennig erhoben“ hat? Vom Erdboden verschwunden. In einem sehr nett für die Oeffentlichkeit arrangirten Briefwechsel fragt Herr Bubbe den „hochverehrten Herrn Oberhofmeister“, ob Seine Excellenz wisse oder vermüthe, „von wem und für welche Personen oder Zwecke dieses Geld erhoben sein könnte.“ Und der Hochverehrte antwortet klink, ihm sei „von dem Verbleib der Summen nicht das Geringste bekannt.“ Spurlos verschwunden. Vor Gericht hielt Niemand für nöthig, nach solcher Bagatelle zu fragen. Wenn nun zu einem neuen Verfahren käme, würden wir sicher hören, Herr Behnfen, der frühere Direktor der Immobilienverkehrsbank, habe, als er nach England floh, die dreihunderttausend Mark mitgenommen. Dann wäre endlich ein Sündenbock gefunden und die liebe Seele hätte Ruhe. Schade, daß der allergerechteste Hypothekendirektor den Kirchengründer nicht gefragt hat, auf wessen Veranlassung er den Empfang der Summe bescheinigt habe, von der er keinen Pfennig erhielt. Die Quittung, sprach er als Zeuge, „sollte dazu dienen, das Konto aufzulösen“. Sonderbar. Sollte das geheimnißvolle Konto K aufgelöst werden, so mußte man den zu erhebenden Betrag, 325000 Mark plus Zinsen, an Schulz und Romeis oder an die Pommernbank zurückzahlen oder zurückbuchen. Und sollte dann noch quittet werden, so war nicht von Mirbach, sondern von der Pommernbank oder deren Direktoren eine Quittung über den Empfang der Summe zu geben. Denn Mirbachs Quittung konnte nicht zur Auflösung, sondern nur zur Bestätigung des Kontos dienen. Statt sich, als

Empfänger und Disponent, die Rückzahlung des ihm angewiesenen Betrages bescheinigen zu lassen, bescheinigte er durch seine Unterschrift, das Geld empfangen zu haben. Räthsel. Daß die Vertheiliger diese Erklärung passiren ließen, konnte man verstehen; daß der Gerichtshof sie hinnahm, zeigt, wie hilflos unsere Kriminalisten sind, wenn sie über die einfachsten Handelsvorgänge judizieren sollen.

Und nun ist die Komödie aus? Keine Frage mehr nach dem tarifirten Handel mit Titeln und Orden? Nach der im Auftrag des Oberhofmeisters von den Provinzialbehörden besorgten Mosaiksammlung? Keine Reugier, endlich die Summen kennen zu lernen, die der reiche Freiherr von Mirbach selbst seinen Kirchenbauvereinen „gestiftet“ hat? Nicht einmal der Wunsch, zu erfahren, wie es kam, daß die äble Mädlerei, von der Tausende wußten, so lange verborgen blieb? Die Antwort auf diese letzte Frage könnte manchem „Organ der öffentlichen Meinung“ lästig werden. Denn der Freiherr war ein mächtiger Mann und hatte die Hand über gar viele Blätter. Er wußte, wie man auf Journalisten wirkt. Herr Dr. Leipziger hat neulich erzählt, ein Kanzleibeamter Mirbachs habe ihn besucht und im Namen Seiner Excellenz gebeten, den Spielhagenbanken im Kleinen Journal Angriffe zu ersparen. Offenbar gehörten solche Botengänge zu den Amtspflichten der im Cabinet der Kaiserin angestellten Beamten. In anderen Fällen bemühte der Freiherr sich selbst. Vor mir liegt ein Brief, der unter dem gedruckten Kopfsvermerk „Cabinet Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ die Weisung trägt: „Streng vertraulich!“ Er ist an Redakteure berliner Zeitungen gerichtet und soll für den Organisten der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche Propaganda machen. Ich lasse die Mittheilungen über die Privatverhältnisse des Musikers weg und gebe nur den Schluß des Briefes: „Euer Hochwohlgeboren bitte ich, gütigst dafür Sorge tragen zu wollen, daß in Ihr Blatt nicht etwa aus anderen, namentlich übelwollenden Blättern Notizen über den Organisten entnommen, daß derartige Notizen mit Stillschweigen übergangen werden und gelegentlich ein freundliches Wort über den Mann, seine Anstellung und über die Verwendung seiner hervorragenden Kraft bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gesagt wird. In Hochachtung Euer Hochwohlgeborener Freiherr von Mirbach.“ Vielleicht kam die Intervention aus einem guten Menschengefühl; vielleicht half sie einem Würdigen. Dennoch wäre sie tabelnswerth, wie all die vielen Versuche des betriebamen, von den Hofleuten als Blodenaugust bespöttelten Mannes, für seine Privatwecke die Ressortbeamten arbeiten zu lassen und sub auspiciis der höchsten Dame im Reich für seine wunderbaren Pläne und Plänchen Stimmung zu machen.

Vor acht Wochen kam aus Südwestafrika eine Deputation deutscher Männer über's Meer, um dem Deutschen Kaiser ihr Leid, die Noth ihrer durch den Peretooaufstand heimlos gewordenen Landsleute zu klagen. Empfang und Bescheidung der Deputation hätte ein knappes Halbstündchen erfordert. Vor und während der Kieler Woche, die so vielen Amerikanern Besuche und Audienzen bescherte, war, so lasen wir, dazu nicht Zeit; nach der Kieler Woche, wie es scheint, auch nicht. Am letzten Maitag betreten die Männer deutschen Boden. Ihren Kaiser haben sie noch nicht gesehen.